

Paul de Kock's  
humoristische Romane,

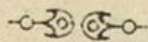
deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

---

Einundzwanzigster Theil.



Stuttgart:  
Scheible, Rieger & Sattler.  
1844.

Stoll de Rod's

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

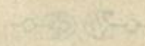
Handwritten title or header, possibly "Handwritten Title" or similar, appearing as bleed-through.

Main body of handwritten text, appearing as bleed-through from the reverse side.

von

Dr. Heinrich Glaser

Einzigste Ausgabe



Stuttgart

Verlag von Neuberger & Neuberger

1814

# Bruder Jakob.

Von

Paul de Kock.

---

Deutsch bearbeitet

von

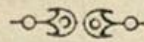
Dr. Heinrich Elsner.

Derweil ein Einz'ger lebt von seinem Spielgewinn,  
Sieht tausend Spieler man vor Hunger sterben hin.

Der Spieler von Regnard.

---

Dritter Theil.



Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1844.

Bruders Johann

von

Stadthaus

Vertrag

von

Dr. Heinrich Glaser

Erweitert um die von dem  
Grafen von ...  
Der Graf von ...

Stadthaus

Stadthaus

Stadthaus

1811

## Erstes Kapitel.

Die Leidenschaft macht schnelle Fortschritte, wenn man sie nicht bekämpft.

Eduard hatte von Dufresne 100,000 Franken erhalten, was nur der Betrag der Hälfte aus den gelösten Papieren war; aber Dufresne, der einen Theil des Geldes für sich behalten wollte, sagte, er habe nicht die sämtlichen Kapitalien verwerthet, weil er in einigen Tagen einen noch besseren Cours zu benützen hoffe. Der leichtsinnige Murville verließ sich ganz auf seinen Freund und bat ihn, das ganze Geschäft dann zu beendigen, wenn er es am zweckmäßigsten finden würde. Ganz von seiner neuen Liebe eingenommen, hatte sich Eduard, der sein Haus, seine Frau und sein Kind vernachlässigte, zur Frau von Gérard begeben, wo er die sogenannte Wittwe, deren Reize seine Einbildungskraft so sehr erhitzen hatten, allein in ihrem Ankleidezimmer antraf. So ein Tête-à-tête ist schon eine besondere Gunst. Die Kokette weiß all ihre Grazie zu entfalten, all ihre körperlichen und geistigen Vorzüge möglichst herauszuheben, um der Eroberung des jungen Geschäftsmanns sich zu versichern. Sie erreicht ihren Zweck leicht, denn schwache Menschen lassen sich leicht verführen. Ein

Lächeln, ein Blick macht sie verliebt, und darin gleichen ihnen oft die geistreichsten Männer! Eine kluge Frau geht, wenn sie nicht liebt, umsichtig zu Werke; und erst dann, wenn sie gewiß weiß, befehlen zu können, begünstigt sie ihre Anbeter. Bei einem Wüstling, einem Libertin würde Frau von Gérard wenig vermocht haben, aber bei einem Ehemann, der seither seine Frau ganz allein geliebt hat, muß eine Kokette ohne Mühe ihren Zweck erreichen! . . . Deshalb sollte eine verständige Frau immer lieber einen in der Liebe erfahrenen Mann heirathen, denn dieser ist doch vor Verführungen sicher.

Es ist ausgemacht, um verliebt zu werden, braucht man es gerade nicht selbst zu sein, sondern es nur zu scheinen; die wahre Liebe macht furchtsam, linksch, blöde und ungeschickt; wie kann man dabei gefallen. Das unschuldige, junge Mädchen, die in Gesellschaft von Anderen das Ideal ihres Herzens ins Zimmer treten sieht, wird plötzlich verlegen, nachdenkend, zerstreut, Röthe übersieht ihr Gesicht; man redet sie an, aber sie antwortet verkehrt; sie wagt nicht die Augen aufzuschlagen, sie ist voll Bangigkeit, daß man ihr Inneres errathe und glaubt, ein jeder durchschaue sie und wisse um ihr Geheimniß. Sprechen zwei Personen miteinander, so bildet sie sich ein, es sei von ihr die Rede. Die kleinste Veranlassung vermehrt ihre Verlegenheit; ist sie musikalisch und man führt sie zum Fortepiano, so wird sie gewiß nicht mit der gewohnten Fertigkeit spielen; sie befürchtet zu viel Gewicht auf dieses oder jenes Wort

zu legen, das in irgend einer Beziehung mit ihrem Geliebten steht; tanzt man, so hat sie Furcht, mit dem zu tanzen, den sie anbetet, und ist untröstlich, wenn er eine Andere zum Tanz auffordert. Arme Kleine! ... wenn du nicht liebtest ... er nicht zugegen wäre, würdest du graziös, ungezwungen und heiter sein, auch wärest du ohne Zweifel dann bei weitem reizender und verführerischer, und deine mitleidigen Freundinnen würden sich nicht über dein linksisches Benehmen, deine Unbeholfenheit lustig machen.

An einem jungen Manne ist es noch schlimmer, denn die Schüchternheit und Verlegenheit geben einem jungen Mädchen immer noch einen gewissen Anstrich der Unschuld und Sanftmuth, wodurch es dennoch gefällt; wenn aber ein junger Mann sich schmollend in einen Winkel setzt, sobald die Geliebte seines Herzens ihn nicht zärtlich genug angesehen hat, wenn er neben ihr sitzt und seufzt ohne zu reden, wenn er kein Wort hervorbringen kann, sobald ein günstiger Augenblick da ist, ihr seine Erklärung zu machen, so ist das nichts weniger als liebenswürdig; in der Gesellschaft lacht man darüber, und diejenige, welche die Ursache seiner Mißgriffe ist, spottet vielleicht zuerst darüber. Statt dessen triumphirt der Leichtsinrige, der nichts liebt und nichts fühlt, dem es ein Vergnügen ist, mit den Frauen sein Spiel zu treiben, der das zartere Gefühl, ausdauernde Liebe lächerlich macht, mit einem Wort ein Windbeutel in einem Tage über die, für die der blöde und gefühlvolle Liebhaber vielleicht Jahre lang vergebens geschmachtet

hat! Freilich ist dieser Wildfang lebendig, gewandt, unternehmend, während der süße Schläfer überall anstößt. Das Lied sagt sehr treffend: Ach wie dumm ist der Verliebte! Aber hier höre ich viele Damen über mich herfallen: „Wie, Herr Autor, Sie wünschen nicht, daß wir wahrhaft geliebt werden? Das ist ja abscheulich! ... Was sind das für gehässige Grundsätze!“

Ich bitte, meine Damen, beruhigen Sie sich; ich habe mich vielleicht falsch ausgedrückt; ich will nur nicht, daß man Sie auf eine lächerliche und linkische Weise liebe, und ich glaube, darin werden Sie mir Recht geben; ein Liebhaber, der nur seufzen kann, ist ein sehr läppisches Wesen; ich will, daß man Ihnen mit Geist und Heiterkeit den Hof mache, denn Traurigkeit führt nie zu glücklichen Resultaten, mit einiger Heimlichkeit, denn das erhöht den Reiz der Liebe, mit Feuer, weil Ihnen das gefällt, das Leben nur kurz ist, und wenn man für einander paßt, nicht Jahre dazu gehören, es sich zu gestehen, und es besser ist, lieber heute als morgen glücklich zu werden.

Aber lassen wir die Metaphysik der Liebe bei Seite und kehren wir zu unserem Eduard zurück, der die heißeste Liebe für eine Frau empfindet, die nie etwas für Jemand empfunden hat, und nicht mit ihm, den sie nur zu ihrem Sklaven zu machen gedenkt, anfangen wird.

Er war ein erwünschter Fund für Frau von Gérard, welche, was Dufresne ihm auch gesagt haben mochte, gegen einen reichen und leidenschaftlichen

jungen Mann, wie Eduard, nicht so grausam war, als sie es scheinen wollte. Hätte dieser Erkundigungen über die junge Wittwe eingeزogen, so würde er erfahren haben, daß ihr Ruf mehr als zweideutig sei, daß sie mit einem reichen Russen, einem dicken Baron, einem Lieferanten und einem Shawlverkäufer in vertrautem Umgange gestanden, daß ihr Haus der Sammelplatz der Wüßlinge, Intriguants und Spieler sei, und daß man endlich auf dem Kriegsministerio einen General, Namens Géran, nie gekannt habe.

Von dem allem wußte Eduard nichts; er glaubte eine Dame kennen gelernt zu haben, die sich ihm in der Kraftfülle gegenseitiger Sympathie ergebe: er frohlockte über einen Triumph, den zwanzig Andere vor ihm errungen hatten, und fand ihre Reize der seiner Frau aus dem Grunde bei weitem überlegen, weil eine neue Eroberung immer eine zartere Haut, einen schöneren Busen, einen niedlicheren Fuß hat, als die eigene Frau, was freilich oft nicht wahr ist, worüber sich die armen Frauen aber bei den Kennern bisweilen zu rächen wissen.

Eduard brachte also den Tag damit zu, die zarte Haut, den schönen Busen und den niedlichen Fuß der Frau von Géran zu bewundern, und diese ließ es geschehen, weil sie, wie sie ihm gestand, der Gewalt seiner Liebe und der Sprache ihres Herzens nicht widerstehen könne. Bei solchen Beschäftigungen vergeht die Zeit rasch; er hatte sein Haus, seine Geschäfte völlig vergessen, und erinnerte sich nicht eher daran, als am Abend bei der Ankunft von einem

Duzend Personen, den gewöhnlichen Spielgästen der lebenswürdigen Wittwe.

Eduard wollte sich entfernen, aber Frau von Gérard gab es nicht zu; sie konnte seine Gesellschaft nicht entbehren, und überdies war sie ihm ja Revanche im Écarté schuldig. Hier half kein längeres Weigern. Eduard blieb und setzte sich an den Spieltisch, seiner Geliebten gegenüber, die, wie er wohl wußte, mit ganz besonderer Grazie spielte.

Auch Dufresne kam den Abend zur Frau von Gérard; er schien überrascht, seinen Freund anzutreffen. Dieser spielte jetzt gerade mit einem unbekanntem Herrn, da seine liebe Wittwe aus Rücksicht auf ihr allzu übertriebenes Glück das Spiel verlassen hatte, und nicht, wie sie sagte, auf Kosten Murville's ihre Glückssader benützen wollte. Indessen war er mit seinem neuen Spieler nicht glücklicher, er verlor beständig, und wollte nicht aufhören, um wieder zu seinem Verlust zu gelangen.

Dufresne stand vor Eduard und betrachtete ihn schweigend. Eine geheime Freude leuchtete in seinen Zügen; er entdeckte in ihm alle Symptome einer Leidenschaft, die, einmal im Zuge, keine Grenzen findet. Beim Anblick seiner gespannten Gesichtszüge, seiner brennenden Augen, seiner aufgeschwollenen Adern, seinem unterdrückten Athemzuge, konnte er leicht die Wirkung des Spiels bei ihm erkennen. Da er sich indessen erinnerte, daß Eduard eine bedeutende Summe Geldes bei sich hatte, und nicht wünschte, daß sie größtentheils oder ganz in die Hände Anderer

komme, gibt er ihm leise den Rath, nicht weiter zu spielen; aber man hört nicht darauf; Murville empfindet schon das Uebergewicht einer Leidenschaft, der er sich zum ersten Male hingibt, und übrigens verhindern ihn Eigensinn und Eitelkeit, seinen Platz zu verlassen.

„Wenigstens,“ sagt ihm Dufresne, „wollen Sie fortfahren zu spielen, so geben Sie mir Ihre Brieftasche, und was sie noch enthält; Sie haben ja Geld genug vor sich liegen; setzen Sie sich dem nicht aus, in einem Abend eine so bedeutende Summe zu verlieren.“

Jeder Andere wohl würde diesen Rath nicht befolgt haben, aber Dufresne hatte schon eine solche Gewalt über Murville gewonnen, daß dieser ihm sein Portefeuille, aus dem er schon mehre Banknoten genommen hatte, ohne Bedenken gab. „Da,“ sagt er mit unterdrückter Stimme, und bemüht sich, seine Aufregung zu verbergen, „da, nehmen Sie ... hier ist auch der Schlüssel zu meiner Wohnung ... gehen Sie ... und erwarten Sie mich zu Hause.“

Dufresne ließ sich das nicht zweimal sagen. Er begab sich nach Murville's Wohnung, und hier war man schon so daran gewöhnt, ihn kommen zu sehen, daß die Dienerschaft kaum mehr darauf Acht gab, Dufresne hatte einen Theil des Abends in Edwards Zimmer auf ihn gewartet, da er aber ganz auszu-bleiben schien, faßte er endlich den verwegenen Entschluß, sich in Adelinens Zimmer zu schleichen. Dies wurde ihm leicht, da er den Schlüssel dazu zu finden

wußte; und welchen Erfolg sein Unternehmen hatte, haben wir bereits früher gesehen.

Was Eduard betrifft, so fand sich ein glücklicher Treffer bei ihm nicht ein. Er verlor Alles, was er noch behalten hatte, und außerdem tausend Thaler auf sein Ehrenwort. Um ihn zu trösten, behielt Frau von Gérard ihn allein beim Abendessen zurück. Sie versicherte ihn, daß der Chevalier Desfleuret, der sein Gewinner war, ein sehr galanter Mann sei, und ihm gewiß sehr gern Revanche geben würde, sobald er es nur wünsche, und da jedenfalls das Glück einmal umspringen müsse, werde er über kurz oder lang wieder zu seinem Gelde kommen. Solch triftige Gründe konnten nicht verfehlen, Eduard zu beruhigen; und er blieb bis spät in die Nacht bei seiner Schönen. Am andern Morgen erwachte er um 10,000 Franken ärmer. Das hieß die Gunstbezeugungen seiner schönen Wittwe etwas theuer bezahlen! Aber die Liebe rechnet ja nicht.

## Zweites Kapitel.

### Das Roulette.

Abeline blieb lange Zeit bewusstlos und vom Uebergewicht ihres Schmerzens überwältigt. Mehrere Stunden nach Dufresne's Entfernung saß sie noch halb angekleidet in einem Winkel des Zimmers und drückte den ergriffenen Mantel krampfhaft gegen ihren Busen.

Der Tag erscheint endlich, die Diener des Hauses

werden munter; Adeline steht auf, kleidet sich maschinenmäßig an, und fällt wieder auf den Stuhl zurück, den sie verlassen hatte; sie hat keine Pläne, keine Wünsche, keine Hoffnungen mehr; sie leidet, aber gedankenlos.

Man klopft leise an die Thüre: sie erwacht aus ihrer Erstarrung und findet ihr Gefühl, aber auch all ihr Elend wieder. Sie will öffnen... bleibt jedoch an der Thüre stehen: ein plötzlicher Gedanke hält sie zurück: wenn es ihr Mann wäre!... sie fühlt, daß sie seine Blicke nicht würde ertragen können und fürchtet, er werde die Wahrheit auf ihrer Stirne lesen!... Arme Adeline... Du bist nicht schuldig und zitterst!... Welch ein Unterschied von dem, was wir täglich in der Welt erblicken!

Eine Stimme läßt sich hören, es ist die ihres Stubenmädchens; sie fragt, ob sie hereinkommen dürfe; Adeline beruhigt sich und schließt auf.

„Verzeihen Sie, Madame, sagt das Mädchen, ich hatte bange um Ihr Befinden; es ist schon spät, Sie haben nicht geklingelt und sind auch nicht zum Frühstück heruntergekommen. — Es ist spät, Marie? — Ist Herr Murville noch nicht zu Hause? — Ja, Madame, der Herr sind gekommen, gingen auf ihr Zimmer, aber bald darauf wieder aus. — Wieder aus! sagst Du? — Ja, Madame!“

Adeline schöpft freier Athem und fühlt sich ruhiger, denn sie fürchtet jetzt die Gegenwart dessen, den sie vor einigen Stunden mit so vieler Ungeduld erwartete.

Marie betrachtet ihre Gebieterin; sie findet sie

blaß und entsetzt, seufzt und beklagt sie, denn sie denkt, daß das Betragen ihres Mannes die Ursache ihres Kummers sei. Die Diener sind die ersten Richter ihrer Herrschaft; sie sehen Alles, nichts entgeht ihnen; es gibt keine Helden und wenig treue Ehemänner vor ihren Kammerdienern.

„Ist Madame die Nacht krank gewesen? fragt endlich Marie halblaut. — Nein, nein, ich habe nichts gehabt, antwortet Adeline erröthend, verhüllt ihr Gesicht mit dem Taschentuch und bemüht sich, ihr Schluchzen zurückzuhalten. — Ei! erwidert das gute Mädchen, Madame haben sehr Unrecht, sich so zu kümmern... ach, mein Gott!... die Männer sind alle so... sie haben einen Hang zur Zerstreung... man kann sie daran nicht hindern! aber das gibt sich... und Madame sind so gut, daß... — Laß mich.“

Das Mädchen will gehen, Adeline ruft sie aber zurück. „Marie, ist heute Nacht jemand Fremdes im Hause gewesen? — Ein Fremder... heute Nacht... sie sieht ihre Herrin mit Verwunderung an und kann sich die Frage nicht erklären. — Ja, ja, hast Du klopfen hören... hat man Geräusch bemerkt? — Des Nachts klopfen, das hätten nur der Herr sein können, aber sie waren ja nicht zu Hause; Gott sei Dank, es ist Alles ruhig gewesen, und wir haben Alle gut geschlafen; es ist kein Wunder; nach der schlaflosen Nacht von vorgestern waren wir noch müde genug.“

Adeline, etwas beruhigter, schickt ihr Stubenmädchen fort; sie ist nun wenigstens sicher, daß ihre Entehrung ein Geheimniß geblieben; sie geht zu ihrer

kleinen Ermance, nimmt sie in ihre Arme und sucht bei ihr Trost zu finden; eine innere Stimme sagt ihr, daß sie unschuldig sei, und sie faßt neuen Muth. Die Absicht allein macht das Verbrechen, und Adeline empfindet ja für Dufresne den heftigsten Haß; ihn zu nähren, ist ihr Genuß, es scheint ihr, je mehr sie Abscheu vor ihm fühle, desto weniger strafwürdig sei sie in ihren Augen.

Aber ein drückender Gedanke fällt ihr aufs Herz, denn sie erinnert sich der letzten Worte Dufresne's: Eduard liebt eine Andere. Er ist nach Hause gekommen, und denkt nicht daran, sie zu sehen. Es ist Alles aus, er ist untreu, er vergift sie!... Diese Gewißheit macht die arme Adeline vollends untröstlich und benimmt ihr jede Hoffnung.

Noch ganz sinnenberauscht von der verlebten Nacht hat Eduard die Wohnung der Frau von Gérard verlassen, um nach Hause zu gehen; aber ein Gefühl der Schande, sein Gewissen hält ihn ab, sich zu seiner Frau zu begeben. Möge man sich auch vornehmen, seine Handlungen zu entschuldigen; hat man seit längerer Zeit den Pfad der Tugend und des Rechts verlassen und der öffentlichen Meinung Troß geboten, so entgeht man bei einer jeden schlechten That seinem innern Richter nicht. Und Eduard war noch zu sehr Neuling auf dem Pfade des Lasters, um nicht desto stärker die Vorwürfe seines Gewissens zu empfinden. Beinahe eine ganze Nacht aus dem Hause zubringen, seiner Frau untreu sein und eine beträchtliche

Summe im Spiele verlieren, wie viel Grund zu ernsthaften Betrachtungen!

Eduard handelt aber wie die meisten, die Thorheiten begangen haben; anstatt es sich vorzunehmen, künftighin gesetzter und vernünftiger zu sein, war er bemüht, sich zu betäuben und sich völlig der Zügellosigkeit seiner Leidenschaften zu ergeben, gleich denen, die sich ins Wasser stürzen, um dem Untergange der Welt zu entgehen.

Bei Dufresne war Eduard sicher, Zerstreuung zu finden, er geht also zu diesem. Er findet ihn allein, und in ernstestn Betrachtungen vertieft. Zum ersten Male duzt Murville ihn, denn er fühlt sich jetzt mehr zu ihm hingezogen, seitdem er aufgehört hat ein guter Wirth und rechtschaffener Ehemann zu sein; er theilt ja ganz seine Grundsätze, jede Ceremonie muß daher zwischen zwei engverbundenen Freunden verbannt sein. Eduard wirft sich auf einen Stuhl und sieht Dufresne an, der von ihm zuerst angeredet zu werden erwartet.

„Da bin ich, lieber Freund, ich glaubte Dich bei mir zu finden... — Ich bin gestern Abend auch da gewesen, weil Sie aber nicht kamen und das Warten mich langweilte, ging ich wieder fort. — Meiner Treu, Du hast Recht gehabt, Du würdest vergebens auf mich geharrt haben... Ich bin bis spät in die Nacht bei Frau von Gérard gewesen.. Du verstehst mich doch... — O ja, sehr wohl!... ich mache Ihnen mein Compliment deshalb... das will etwas sagen... die Frau betet Sie an! — Oh!

sie ist wirklich närrisch in mich verliebt... das ist  
 der wahre Ausdruck... sie wollte mich kaum fort-  
 lassen, ich habe ordentlich Mühe gehabt, mich von  
 ihr zu trennen! — Nehmen Sie sich in Acht... Frau  
 von Gérard hat Leidenschaftlichkeit, feuriges Blut,  
 eine lebhafteste Einbildungskraft, sie wird ohne Sie  
 zuletzt gar nicht mehr leben können! — Du entzückst  
 mich, solche Frauen liebe ich gerade! — Wenn Ihre  
 Frau aber etwas erführe? — Bah, bah, die hat  
 kein Temperament und ist gleichgültiger, unempfind-  
 licher Natur!... ihre Art zu lieben, hält mit der  
 Frau von Gérard gar keinen Vergleich aus. — Ich  
 möchte Ihnen etwas rathen. — Sprich! aber kurz  
 weg... Du... keinen Zwang mehr zwischen uns,  
 mein lieber Dufresne. — Ich bin's zufrieden. —  
 Du sagtest also... — Wenn Du mir folgen willst,  
 so schickst Du Deine Frau aufs Land, um mehr  
 Freiheit zu haben. — Wahrlich, ein trefflicher Ge-  
 danke!... sie spricht so alle Tage vom Lande, von  
 Wiesen und Feldern... ja, ja, ich werde das Lämmlein  
 auf die Weide schicken und in Paris bleiben... —  
 Aber Du erzählst mir ja nichts von Deiner Partie  
 mit dem Chevalier Desfleur? Hast Du Dein Geld  
 wieder gewonnen? — Nein, im Gegentheil, ich habe  
 auffallendes Unglück gehabt und beständig verloren;  
 allein Du erinnerst mich daran, daß ich ihm noch  
 tausend Thaler schuldig bin und versprochen habe,  
 sie ihm heute Morgen heimzuzahlen. — Spielschulden  
 sind heilig, die mußt Du freilich bezahlen. — Das  
 will ich auch sogleich thun; er hat mir im Palais

Royal Nr. 9 Rendezvous versprochen, wohnt er vielleicht dort? — Ha! ha! ha! was bist Du doch unerfahren, mein lieber Murville... weißt noch nicht einmal, daß Nr. 9 eine Spielbank, ein Roulette ist? — Wie, der Chevalier besucht ein Roulette? — Warum das nicht? Du wirst da ganz ordentliche Leute finden: viel Adelige, die den Glückrittern gerne Geld abgewinnen möchten, und ehrliche Bürger, die sich geschmeichelt fühlen mit Grafen und Baronen zu spielen, aber Alles mit dem größten Anstand!... In größter Ordnung, ohne Lärmen!... Ich versichere Dich, daß mancher Spieler in unseren Gesellschaften da Unterricht im feineren Takt nehmen könnte; man verliert sein Geld, ohne sich zu beklagen... man schimpft und flucht nur innerlich; kurz, Alles geht sehr anständig her. — Meiner Treu, ich bin neugierig das zu sehen, aber ich glaubte, daß ein Geschäftsmann sich an solchen Orten nicht sehen lassen dürfte; man hat mir gesagt, daß dies dem Ruf sehr schaden könne. — Man hat Dich belogen, im Gegentheil, Du wirst vielmehr sehr viele Kaufleute, Geschäftsmänner, Wechselagenten und Courtiers dafelbst finden. In der That, es ist einer der feinsten Vereinigungspunkte: Militärs, Fremde, große Herren, die Incognito reisen, geben sich hier Rendezvous; und außerdem wacht die Polizei darüber, daß kein Pöbel und keine Spitzbuben sich einschleichen. Nr. 113 ist für das schlechte Gesindel, für Arbeiter, kleine Fabrikanten und Krämer, denn solche Leute wollen doch auch sich lustig machen; aber Nr. 9 ist fast eben

so anständig wie Frascati. — Hiernach kann ich ja ohne Bedenken hingehen. — Du wirst auch Desfleuret dort nicht verfehlen. Er ist immer von der Eröffnung bis zu Mittage da, und versäumt sogar oft seine Mahlzeit. Er sitzt am grünen Tisch und sticht mit der Nadel seine Karte. Seit zehn Jahren ist er bemüht, dahinter zu kommen, wie man gewinnen muß, und versichert, es binnen Kurzem ergrübelt zu haben; dann will er es seinen Bekannten mittheilen. Wenn man das herausbringen könnte! Wetter, das müßte prächtig sein!... dann brauchte man sich um nichts mehr zu beunruhigen... man hätte Vergnügen und lebte wie ein Prinz. — Glaubst Du denn, daß es möglich wäre? — Ei! allerdings... man hat noch ganz andere Dinge ergrübelt... man hat Beispiele... unter uns gesagt, ich kenne mehr als dreißig Personen, die ihren Rang in der Gesellschaft behaupten, viel Geld ausgeben, alle Moden mitmachen, sich nichts versagen... und doch nur vom Spiele leben. Höre, was ein bekannter Schriftsteller hierüber sagt:

„Das Spiel ernähret eine Menge Leute,  
Rechtshaffner Art, Fiaker, Sänstenträger  
Und Bucherer, versehen mit jenem falben  
Kleinod, das täglich läuft von Hand zu Hand,  
Gascogner, die in einer Kneive prahlen,  
Glücksritter und ein Rudel Jungfernschaften,  
Die ohne den Ertrag des Lanzknechtspiels  
Mit ihrer Tugend wohlfeil Handel trieben!“

„Du sehest mich in Erstaunen... das hätte ich nie geglaubt, denn es bleibt doch immer nur ein Zufall. — Ei, lieber Freund, für den Mann, der

mit Ruhe überlegt, alle Fälle und Wahrscheinlichkeiten voraussieht... gibt es keinen Zufall; übrigens was ich Dir da sage, ist nicht, um Dir zum Spiel Lust zu machen... Du bist nicht glücklich... Besser, Du läßt es sein. — Apropos und unsere Geschäfte? — Es ist jetzt ein Stillstand... man muß es abwarten! — Es sei! Ach, lieber Dufresne, wenn wir es ausfindig machen könnten, immer zu gewinnen, wie wollten wir leben, während meine Frau auf dem Lande ist! — Glaube mir, denke nicht mehr daran, das sind Thorheiten, Chimären... doch ich muß Dich verlassen. — Heute Abend sehen wir uns doch? — Wo denn? — Ei, kannst Du noch fragen? Bei der Frau von Géran."

Dufresne und Eduard trennen sich, der erstere, der Wirkung gewiß, welche diese Unterredung auf den Schwachkopf Eduard gemacht hat, und dieser, indem er nur vom Roulette und von fortdauerndem Gewinne träumend sich bereits mit den überspanntesten Projekten beschäftigt.

In diesem Zustande kommt Eduard an den vom Chevalier bezeichneten Ort; er durchläuft mehre Säle und gelangt endlich in ein großes Zimmer, worin die Spieler um ein Roulette versammelt sind. Er fühlt, wie ihm das Blut in den Kopf steigt, er will seine Verlegenheit verbergen, und gibt sich rasch das Ansehen eines täglichen Gasts daselbst. Der Chevalier Desfleuret erblickt ihn, steht auf, geht ihm entgegen und vergißt über dem Wunsch, so bald als möglich seine tausend halber einzuziehen, das Stechen der Karte. Eduard

beeilt sich, seine Schuld zu berichtigen. Der Chevalier ist entzückt über die Pünktlichkeit seines Schuldners und ladet ihn ein, einen Augenblick neben ihn sich hinzusetzen. Eduard zaudert, sieht ängstlich umher, fürchtet Bekannte anzutreffen und wird in der That mehre Geschäftsleute gewahr, die theils mit Dufresne umgehen, theils an jenem Abend seine Gäste waren. Alle diese Leute scheinen indessen um den grünen Tisch sehr beschäftigt und nehmen nicht die entfernteste Notiz von ihm; der Chevalier zieht ihn mit sich fort, er gibt nach, und so sitzt er denn am Roulettetisch.

Desfleuret ergreift seine Karte wieder, um zu stechen, und erkundigt sich bei einem langen trockenen Herrn in hellbraunem Oberrocke nach den Farben und Nummern, die gezogen worden sind; dieser aber wirft ihm einen wüthenden Blick zu, hustet, räuspert, schnaubt sich, verzieht das Gesicht, ballt die Fäuste und antwortet nicht. „Das ist ein Original, sagt leise der Chevalier zu Eduard, drei Stunden sitzt er, ehe er seinen Fünffrankenthaler daran setzt und kommt fast immer zu spät ... er hat seinen Sinn jetzt auf die rothe Farbe gerichtet, ich wette, sie kommt heraus, ohne daß er gesetzt hat, der Mann wird nie spielen lernen, er ist zu sehr Poltron!“

Eduard sah und hörte auf alles, was zum ersten Male vor seinen Augen vorging; denn vor seiner Verheirathung wollte er nie in ein Spielhaus gehen, weil er zu ängstlich war, seiner eigenen Schwäche zu trauen. Nur wenn man gewiß ist, der Versuchung nicht zu unterliegen, und gegen das Spiel den Ab-

scheu empfindet, der jeden denkenden Menschen erfüllen sollte, kann man es wagen, einen solchen Ort der Verführung zu betreten. Welch ein weites Feld, um die Wirkungen dieser unglückseligen Leidenschaft zu beobachten und zu studiren! Das Resultat der Beobachtungen ist traurig; aber es gibt eine gute Lehre, und gerade in einem Spielsaale könnte einem jungen Menschen sein Geschmaç am Spiele verleidet werden, wenn er, statt seiner Neigung zu folgen, mit kaltem Blute alles um sich her prüfte.

Von welchem Schwindel sind alle die Unglücklichen ergriffen, die sich um den grünen Tisch drängen, und mit ihren Augen die Massen Silber, Gold und Banknoten verschlingen möchten, die vor den Croupiers aufgehäuft sind. Es fällt ihnen nicht bei, daß das Meiste nur da liegt, um sie anzulocken und fortzureißen; sie sagen sich nur: „Wie der da gewinnt, der so eben mit gefüllten Taschen hinausgeht, warum sollte mich das Glück nicht gleich ihm begünstigen?“ Und wenn es nun auch geschähe! Ist das in den Spielhäusern gewonnene Geld je dazu benützt worden, eine Familie zu bereichern, eine Frau zu ernähren, eine Tochter auszustatten, oder Unglücklichen beizustehen? Nein! Spieler haben jederzeit ein hartes Herz, eine durch ihre Leidenschaft verderbte und entartete Seele. Wenn sie heute gewinnen, werden sie morgen wieder spielen, und das wird so lange geschehen, bis auch das Letzte ihrer Habe dem unersättlichen Hange geopfert ist. Und kommen sie mit vollen Taschen nach Hause, so glaubt ja nicht, daß sie dann

besser und großmüthiger gegen ihre Angehörigen denken — im Gegentheil. Die Frau ist schlecht gekleidet, den Kindern fehlt das Nöthigste, Gläubiger belagern ihre Thüre, aber dennoch geben sie, zahlen sie nichts, spotten über die Drohungen derer, denen sie den verdienten Lohn vorenthalten und sind taub gegen die Stimme der Natur. Bald verlieren sie wieder, was ein günstiger Augenblick ihnen zuwendete, und wehe dann ihren Umgebungen; auf sie richtet sich zuerst ihr Verduß, ihre Wuth, die sie gegen Freunde zurückhalten müssen, in ihrem Hause dagegen überlassen sie sich bis zum höchsten Grade ihrer Rohheit. Sie brauchen Geld und benützen alles, um sich welches zu verschaffen; die letzten Kleider ihrer Kinder werden verkauft, der Arbeitsverdienst eines Tages verschwindet in einer Sekunde, auf eine Farbe oder Nummer. Dann werfen sie düstere Blicke umher, Verzweiflung malt sich auf ihrem Gesichte, mit Wuth starren sie das Gold an, das sie nicht besitzen sollen, und die Croupiers sehen ihren Schmerz mit der größten Gleichgültigkeit. Dann quälen die strafwürdigsten Begierden, die letzten Nichtswürdigkeiten ihre Phantasie; sie sind lüstern nach dem Gelde ihrer Nachbarn, sie strecken die Hand darnach aus, und oft, von der zügellosesten aller Leidenschaften angetrieben, begehen sie die schändlichsten Verbrechen! ... Diese Beispiele sind nur zu häufig. Das Spiel hat ein dreifaches Ziel, und dies ist unvermeidlich; es führt zum Selbstmord, ins Hospital oder ins Zuchthaus.

Unglücklicherweise machte Eduard diese Betrachtungen nicht; er sah dem Spiel aufmerksam zu, und nachdem er es einigermaßen begriffen hatte, setzte er ein Zwanzigfrankenstück auf Roth; diese Farbe gewann neun Mal hintereinander, und da er den Gewinn immer hatte stehen lassen, so gewann er in fünf Minuten 10,240 Franken. Der Chevalier Desfleuret, der über so ein entschiedenes Glück staunte, rieth Murville leise, für den Augenblick nicht weiter zu gehen, weil nach aller Wahrscheinlichkeit und den Zeichen auf seiner Karte die Kugel nothwendig auf Schwarz treffen müsse. Der Chevalier freute sich über das Glück Eduards insgeheim ungemein, denn er hoffte ihn bei Frau von Géran wieder anzutreffen, und da er sehr schlecht Ecarté spielte, aber gut bezahlte, so war das für ihn eine brillante Aussicht.

Eduard dachte nicht an die Wahrscheinlichkeiten des Spiels, sondern empfand nur ein gewaltiges Krümmen im Magen, denn sein Eifer und seine Thätigkeit seit dem vorigen Abend hatten an ihm gezehrt, und er fühlte das Bedürfniß, neue Kräfte zu sammeln! Er stand also auf, verließ den Tisch, und versprach dem Chevalier, am Abend ihm die Spitze zu bieten.

Wider aller Erwartung Desfleurets mußte doch wieder Roth gewinnen. Eduard bereute es sehr, so bald aufgehört zu haben, nahm sich jedoch vor, sich bei der ersten Gelegenheit zu entschädigen; der lange trockene Herr im hellbraunen Kleide, der den Rath Desfleurets gehört hatte, ließ, als Roth wieder ge-

wann, ein „Kindvieh“ über die Lippen fahren, was Murville nach der Beschreibung Dufresne's vom guten Ton, der hier herrsche, nicht wenig befremdete; er verließ jedoch nichts desto weniger, sein Gold in den Taschen und wonnetrunken über sein Glück, den Saal.

Er will nach Hause gehen, unterwegs denkt er auf einmal an seine Frau, die sehr in Unruhe, sehr böse auf ihn sein müsse, denn seit vierundzwanzig Stunden hat sie ihn nicht gesehen; er ist daher etwas verlegen, entschließt sich jedoch, zu ihr zu gehen, und begibt sich, nachdem er das Gold in sein Arbeitszimmer gebracht hat, wo er seinen Commis auf dem Moniteur eingeschlafen findet, nach dem Zimmer seiner Frau.

Trotz der Gleichgültigkeit, die Eduard seit einiger Zeit für Adeline empfindet, betrübt ihn doch die Veränderung, die seit dem Abend vorher in ihrem Aeußern vorgegangen ist. Sie ist blaß und kraftlos, ihre Augen sind roth, angeschwollen und thränenschwer, und ihre Züge drücken den größten Kummer aus. Eduard zweifelt nicht, daß seine lange Abwesenheit daran Schuld sei; er nähert sich ihr und ist verlegen, wie er sein Betragen entschuldigen soll.

„Du hast mich vielleicht gestern erwartet... ohne Zweifel hast Du Dich um mich geänstigt; aber ich wurde wider Willen in einer Gesellschaft zurückgehalten, wo man spielte, ich gewann und durfte Ehren halber die Partie nicht aufheben... — Du bist Herr Deiner Handlungen,“ antwortete Adeline, ohne

ihren Mann anzusehen, Du würdest Unrecht haben, Dich meinetwegen zu geniren."

Eduard glaubte nicht so viel Nachgiebigkeit zu finden; er erwartete Vorwürfe, Klagen, Thränen; aber Adeline sagte kein Wort weiter; sie schien ergeben, seufzte und schwieg. Dies Benehmen machte auf das Herz Eduards eine größere Wirkung, als die lautesten Klagen und Vorstellungen; er fühlte sich gerührt und war im Begriff, ihr zu Füßen zu fallen und Verzeihung für sein Vergehen zu erslehen, als das Bild der Frau von Gérard vor seine Seele trat und alle seine bessere Gefühle unterdrückte . . . er verschuchte eine jede, für einen Weltmann ja unpassende zartere Empfindung und blieb bei seinen Projekten.

„Adeline, Du hast den Wunsch, wieder aufs Land zu gehen; die Jahreszeit rückt vor, also thue es; übrigens, denke ich, wird es unserem Kinde sehr ersprießlich sein, und wünsche darum, daß Du sofort nach Billeneuve-Saint-George fährst; ich kann Dich jetzt nicht begleiten, wichtige Geschäfte halten mich in Paris zurück, aber ich denke, Dich recht oft zu besuchen.“ — „Es ist gut, Eduard, ich werde Alles zu meiner Reise vorbereiten, und so lange in unserem Landhause bleiben, bis ich von Dir die Ordre erhalte, zurückzukommen.“

„Auf Ehre, sagt Eduard bei sich, meine Frau ist allerliebste . . . welche eine Unterwürfigkeit . . . welche ein Gehorsam . . . das ist wirklich außerordentlich.“

Er ergreift Adelinens Hand, drückt sie leicht in der seinigen, und berührt, ohne das Zittern auf dieser

sonst so heißgeliebten Hand zu achten, sie kaum mit seinen Lippen, entfernt sich aber gleich hernach mit der Schnelligkeit eines Schülers, dessen Lehrstunde beendigt ist.

„Er will, daß ich ihn verlasse, sagt Abeline, als sie allein ist, meine Gegenwart ist ihm lästig! ... so gehe ich denn! ... es ist mir ja künftig gleich, an welchem Orte ich lebe, da ich nirgends mein Glück wiederfinde. Ich habe die Liebe meines Mannes, die Ehre, die Ruhe der Seele verloren; so will ich denn meine traurige Existenz möglichst verbergen; nur für meine Tochter möchte ich meine Tage noch erhalten, ihr will ich sie ganz widmen; armes Kind, was sollte aus Dir werden, wenn Du mich verlörest!“

Abeline küßt ihre Tochter, in ihrem Muttergeföhle will sie neuen Muth schöpfen. Sie trifft ihre Einrichtungen zur Abreise nach Billeneuve-Saint-George, und wünscht, ihre Mutter möchte sie begleiten; aber der guten Mama Germeuil liegt wenig am Landleben; sie hat ihre Gewohnheiten, ihre Bekanntschaften in Paris; das Alter ist ja egoistisch; es fühlt, daß es nur noch wenig zu genießen hat und mag daher auch nur so wenig als möglich davon opfern.

Acht Tage genügen Abelinen, um Alles vorzubereiten, was sie und ihr Töchterchen auf dem Lande bedürfen. Nach Verlauf dieser Zeit, während welcher sie ihren Mann nur selten und stets nur auf einige Augenblicke gesehen hat; will sie abreisen, indessen möchte sie vorher noch einen Versuch wagen, nicht um die Liebe ihres Mannes wieder zu erlangen, denn sie

weiß wohl, daß sich dies Gefühl nicht erzwingen läßt, sondern um ihm Dufresne in seinem wahren Lichte zu zeigen. Eduard hört nicht auf sie und glaubt nichts von den elenden Streichen seines Bruders; Adeline denkt aber an Madame Dolban und hofft, sie werde gerne bereit sein, in einem zweiten Briefe alle die Nichtswürdigkeiten seines falschen Freundes zu schildern.

Für die Ehre, für den Ruf ihres Mannes unternimmt sie diesen letzten Versuch, der sie zwar nicht wieder glücklich machen, aber doch die Zukunft Eduards sicher stellen kann.

Die junge Frau begibt sich nach der Wohnung der Madame Dolban, und fragt den Portier, ob sie zu sprechen sei. — „Sie kommen zu spät, Madame, antwortet dieser, Madame Dolban ist seit vier Tagen todt!... — Todt? Vor neun Tagen erhielt ich ja noch einen Brief von ihr! — Ach, mein Gott, Madame, so geht's in der Welt! Hestiges Fieber, furchtbare Koliken... was weiß ich's, da war es denn bald geschehen.“

„So ist denn Alles verloren, sagt Adeline, indem sie sich entfernte, keine Hoffnung vorhanden, Eduard zu überzeugen!... Dufresne wird triumphiren, ihn in den Abgrund zu stürzen!“

Durch dieses neue Unglück ganz entmuthigt, beschleunigt Adeline ihre Abreise von Paris; sie fährt nach Billeneuve-Saint-George ab, und, allein im Wagen, ihr Kind auf dem Schooße, vergleicht sie diese Reise mit der des vorigen Jahres, und weint

bittere Zähren über die Schnelligkeit, mit der ihr das Glück entflohen.

### Drittes Kapitel.

Intriguanen. — Spieler. — Betrüger.

Von der Gegenwart seiner Frau, deren Anblick immer noch etwas Peinliches für sein Gewissen hatte, jetzt befreit, überläßt sich Eduard zwanglos dem Rath Dufresne's, der Liebe für Frau von Géran und der Leidenschaft des Spiels.

Dufresne hatte die Hälfte der Summe, die er aus den Kapitalien Eduards gelöst hatte, behalten. Seine Absicht war es schon immer gewesen, sich einen Theil des Murville'schen Vermögens anzueignen; ohne dies lebte er schon längst von Eduards Geld, den er immer damit zufrieden zu stellen wußte, daß es für Geschäfte ein unglücklicher Zeitpunkt sei. Dufresne hatte aber bei seinen vielen Lastern auch noch das des Spiels, und die zurückbehaltene Summe sollte auch bald den Weg gehen, den das Vermögen der Madame Dolban genommen hatte.

Eduard bringt seine Tage im Spielhause und seine Abende bei Frau von Géran zu, bei der gleichfalls furchtbar gespielt wurde. Ziemlich gut gekleidete Menschen, deren Gesichtszüge aber Schlechtigkeit und Verworfenheit ausdrücken, finden sich alle Abende bei der Generalswittwe ein, wo man sicher ist, Murville und einige andere Thoren, um die sich Intriguanen und galante Frauen streiten, anzutreffen.

Frau von Géran verliert aber ihren Geliebten nicht aus den Augen, sie will nicht, daß er ihr ent-  
schlüpfe; sie weiß ihre ganze Kunst der Koketterie,  
jede List, alle nur mögliche Mittel anzuwenden, um  
einen jungen Mann zu umgarnen und zu fesseln, der  
sich angebetet glaubt und gern seiner Gebieterin jedes  
Opfer bringt.

Frau von Géran lebt mit ihren Anbetern auf sehr  
großem Fuße: Spiel, Theater, feine Diners, Spa-  
zierfahrten, Toilette, türkische Shawls, Brillanten,  
ausgesuchte Abendmahlzeiten, ... damit nur kann  
man, äußerlich wenigstens, auf ihre Liebe rechnen,  
und es ist klar, daß Eduard dabei nur wenig Zeit  
übrig bleibt, nicht einmal zur Langeweile.

Sein Glückstern hat indessen aufgehört zu leuch-  
ten. Nachdem er im Roulette mehremal hinter ein-  
ander gewonnen hat, empfindet er auch die Verän-  
derlichkeit des Glücks und verliert bedeutende Summen.  
Statt aufzuhören wird er nur um so eigensinniger  
und eifriger; dies ist ja die unvermeidliche Folge  
eines ersten Gewinnes. Darum sehen die Bankiers  
auch lächelnden Muthes die Spieler mit gefüllten  
Taschen davongehen, denn sie wissen, daß die Un-  
glücklichen am andern Tage das Doppelte verlieren  
werden.

Nachdem Eduard es mit dem Roulette, dem Pha-  
rao und dem Trente-et-quarante versucht, und in  
einer Stunde 20,000 Franken, den Rest der von  
Dufresne erhaltenen Summe verloren hat, geht er  
mürrisch und unruhig nach Hause; er schilt seine

Leute und ist mit allem unzufrieden, aber er muß ja wohl seine üble Laune zum Theil auf seine Umgebung übertragen. Er tritt in sein Bureau, findet seinen Commis fest eingeschlafen und rüttelt ihn auf: „Was soll das! ruft er ihm zu, versteht Ihr so Eure Geschäfte?“ ... Der junge Mann gähnt, reckt die Glieder, reibt sich die Augen und sieht seinen Prinzipal, der mit gewaltigen Schritten im Zimmer einhergeht, groß an.

„Nun, versteht Ihr mich, warum seid Ihr nicht bei der Arbeit? — Aber mein Herr, Sie wissen ja, daß ich nichts zu thun habe. — Warum schreibt Ihr nicht Circulare für die Provinzen? — Der Herr wissen eben so wohl, daß schon mehre Male an die gleichen Personen geschrieben worden ist, man uns aber keine Antwort ertheilt hat. — Ihr seid ein Schwachkopf und versteht Euer Geschäft nicht... und das Haus, das man kaufen wollte? ... — Herr Murville, drei Male ist man hier gewesen, um sich darnach zu erkundigen, hat Sie aber immer nicht zu Hause gefunden. — Ihr hättet die nöthige Auskunft geben sollen! — Ich, Herr Murville, ich weiß ja nichts davon. — Und die Papiere, die man placiren wollte? — Man hat Ihnen zweimal ein Rendezvous bezeichnet, aber Sie sind nicht hingegangen. — Et, denken denn die Leute, ich wäre bloß für sie da? — Sie sagen nur, man müsse doch pünktlich sein. — Schweigt, Ihr seid unverschämt, ich brauche keinen Commis, der auf dem Comptoir schläft. Ich entlasse Euch. — So werden der Herr mir auch gleich

mein rückständiges Salair auszahlen. — Euer Salair!... Was Ihr durch Schlafen verdient habt? — Mein Herr, es ist nicht meine Schuld, wenn es bei Ihnen nichts zu thun gibt... bezahlen Sie mich, und... — Ihr sollt bezahlt werden, geht!"

Eduard weiß sehr gut, daß er nichts mehr hat, um seinen Commis zu befriedigen; er öffnet seinen Sekretär, durchsucht alle Schubfächer, findet aber nichts. Er verläßt sich auf die Summe, die noch in Dufresne's Händen ist; er will zu ihm und ihn bewegen, zu jedem Course zu verkaufen, denn er muß durchaus Geld haben. Vom Spiele ermüdet und verflört will er jedoch erst noch Toilette machen, und entschließt sich, Dufresne holen zu lassen; er klingelt nach dem Bedienten, aber Niemand kommt. Seitdem Adeline nicht mehr im Hause ist, hat die Dienerschaft die Gewohnheit verloren, ihrer Herrschaft aufzuwarten. Eduard schläft oft mehre Nächte nicht zu Hause; darum geniren sich die Leute nicht mehr und gehen ihrem Vergnügen nach. Marie, die es allein ehrlich meinte, hat seit Adelinens Abreise das Haus verlassen.

Eduard geht hinaus, durchsucht das Haus, findet Niemand in der Küche, kommt in den offen stehenden Keller, und sieht hier den Portier, wie dieser mit der Köchin den Wein austrinkt; beim Anblick des Herrn sind beide ganz verblüfft, dieser aber wüthet, schimpft, greift den Portier beim Kopf und gibt der Köchin einen Tritt.

„Mein Herr, lallt der Portier halb besoffen,

Sie essen nicht mehr zu Hause ... und da wollten wir bloß nachsehen, ob Ihr Wein nicht verdirbt."

Eduard sagt die Leute aus dem Keller, steigt wieder nach der Wohnung hinauf und glaubt Geräusch im Zimmer seiner Frau zu hören; er tritt rasch ein und sieht, wie sein Kammerdiener der Frau des Portiers, einem hübschen, jungen Weibe, die eben so gern gefällt, als ihr Mann trinkt, auf eine gar zu verdächtige Weise den Hof macht.

„Kreuz Donnerwetter! flucht Eduard, was für eine Wirthschaft, welche Unordnung! ... Denkt ihr Gesindel, daß ich so etwas dulden werde? ... Ich sage euch alle sogleich zum Teufel!“

„Wie es Ihnen beliebt, Herr Murville, sagt der Bediente, ohne aus der Fassung zu kommen, bezahlen sie uns und wir verlassen das Haus augenblicklich.“

Eduard entfernt sich wüthend und verschließt sich in sein Zimmer. Seit der Abreise seiner Frau hat er nicht einen Sous seinen Leuten gegeben, denn er hat nicht einmal genug Geld zur Bestreitung seiner eigenen Ausgaben gehabt, und jetzt ist er gezwungen, diese Elenden, die ihn bestehlen und das oberste zu unterst kehren, im Hause zu behalten; er hofft jedoch von Dufresne die nöthigen Mittel zu bekommen, um sich aus dieser Verlegenheit zu reißen, und will so eben zu ihm gehen, als dieser mit verzweifelter Miene ins Zimmer tritt.

„Ah! Du kommst zu rechter Zeit, ruft Eduard ihm entgegen, ich hatte großes Verlangen, Dich zu

sehen, ich brauche nothwendig Geld, und das heute noch."

"Das wird schwierig sein, antwortet Dufresne mit betrübtem Tone. — Wie! hast Du nicht meine Papiere? — Ich erfahre so eben ein schreckliches Unglück... Der, dem ich sie anvertraut hatte... — Nun! — Hat sie verkauft... und ist mit dem Gelde davon gereist. — Davon gereist? — Freilich! er ist verschwunden... und es ist unmöglich, von ihm etwas Weiteres zu erfahren."

Eduard ist außer sich. Er wirft sich verzweiflungsvoll auf einen Stuhl. — "Ich bin ruinirt!... ich habe Alles verloren!... — Ruinirt!... welche Thorheit, wenn man Kredit und Bekanntschaften hat!... Sei ruhig, ich werde mir angelegen sein lassen, diesen Schaden zu ersetzen... verlaß Dich nur auf meinen Eifer, meine Freundschaft... mein zu großes Vertrauen ist daran Schuld, ich werde die Sache schon wieder gut machen."

"Durch welches Mittel denn? — Es gibt deren tausend. — Bedenke nur, daß ich keinen Pfennig habe, und jeden Augenblick Geld brauche, besonders für Frau von Géran, der ich dies Unglück verheimlichen will. — Da thust Du sehr recht, obgleich ich überzeugt bin, daß sie Dich liebt, daß... — Ich hatte ihr einen kostbaren Shawl versprochen, den sie so sehr wünschte. — Du wirst ihn ihr auch geben... da... unterschreibe das. — Was ist das? — Ein Wechsel von 20,000 Franken an meine Ordre. — Ich bin Dir aber nichts schuldig! — Freilich wohl,

aber es geschieht ja bloß, um Geld zu erhalten. Man nennt das Wechselgeschäfte machen. — Ist das aber auch erlaubt? — Erlaubt!... ah! deshalb fragt man nicht um Erlaubniß. — Ist es wohl auch anständig, rechtlich, so... — Ha ha ha! ... ich muß über Deine Bedenken lachen!... zur Verfallzeit bezahlst Du, also was ist's denn weiter? — Und Du glaubst den Wechsel zu discountiren? — Ich bin meiner Sache gewiß; man hält Dich für reich, Du machst ein großes Haus!... Deine Abendgesellschaft hat Dir viel Kredit gemacht!... sei ruhig... morgen hast Du neue Gelder, und es gehört nur etwas Glück dazu, und Du hast das Doppelte von dem, was Du heute verloren hast. — Vermaledeites Roulette!... stets nichts wie Impair!... Der schlaue Desfleuret sagt, er habe ein unfehlbares Mittel ausgegrübelt!... aber vor allen Dingen Geld, um anzufangen... — Wir werden vielleicht nicht genug haben. — O, ich habe noch andere Hilfsquellen! Aber unterschreibe geschwind, ich werde dann schon das Weitere besorgen."

Eduard unterzeichnet den Wechsel von zwanzigtausend Franken und geht, um sich zu zerstreuen, zu seiner Geliebten. Sie schmolzt etwas, daß er den versprochenen Cachemirshawl nicht mitbringt, man verspricht ihn aber auf morgen, und sie wird wieder lebenswürdig... Sie schilt ihren zärtlichen Freund über sein ernstes und zerstreutes Wesen aus, und er entschuldigt sich mit einer sehr wichtigen Spekulation, und man umarmt und liebkost ihn. Ein Mann, der große Geschäfte macht und freigebig ist, Welch ein Schatz!

Die gewöhnliche Abendgesellschaft der Frau von Gérard bleibt nicht lange aus. Ist sie auch nicht sehr gewählt, so ist sie doch sehr zahlreich: ruinirte Marquis, Edelleute ohne Güter, Eigenthümer ohne Grundbesitz, Glücksritter, Geschäftsleute wie Eduard, alle Spieler oder Intriguants; einige junge Leute, die nichts mehr zu verlieren haben, und Schwachköpfe, die in anständiger Gesellschaft zu sein glauben. Daraus bestehen die Männer, und die Damen sind jener Herren würdig; alte Kupplerinnen, Zwischenträgerinnen, galante Frauen, in allen Spielhäusern zu Hause, wo Damen Aufnahme finden. Das ist also der Zirkel der Frau von Gérard, in welchem man auf äußern Anstand, vornehmen Anstrich, feine Manieren und streng gewählte Sprache hält, jedoch sogleich gemein wird und Toilette nebst eingebildetem Rang vergißt, sobald die Leidenschaften rege werden.

Frau von Gérard gibt einen Punsch; dies ist die feine Manier, die Herren für Spiel und Damen leidenschaftlich zu machen. Die durch Cognac erhitzte Phantasie findet die veraltetsten und verlebtesten Schönheiten reizend; die Gläser klingen, die Köpfe werden ausgelassen, man spielt hoch, die Hitze ist erdrückend, die Damen nehmen ihre Shawls ab; das Auge eines hinter dem Stuhl einer Spielenden stehenden Naturforschers vertieft sich in ihre Schönheit, er bewundert ihren zarten Busen, ihre weißen Schultern, und sein irrender Blick erräth das Wenige, was man ihm verbirgt. Wie kann man da der Schönen, die sich umdreht und fünfundzwanzig Louisd'ors zu entlehnen

wünscht, dabei einem die bedeutungsvollsten Blicke zuwirft, etwas verweigern; man nimmt eine Abschlagszahlung auf das Darlehen, indem man sich neben die verführerische Borgerin setzt und sie von Liebe unterhält, am wenigsten aber zu befürchten scheint.

Eduard bewundert dergleichen Schönheiten der Damen nicht, da ihn eine ausschließlich fesselt, setzt sich aber zum Spiel, nachdem er unter dem Vorwande, seine Börse vergessen zu haben, von seiner Gebieterin dreißig Louisd'ors geliehen hat, die man ihm auch ohne Umstände gibt, weil man sie Tags darauf mit Interessen wieder zu erhalten überzeugt ist.

Ein gewisser Marquis von Monclair, vertrauter Freund des Chevalier Desfleuret, bietet Eduard eine Partie Ecarté an; man setzt sich, und Desfleuret bleibt diesem zur Seite, um ihm, wie er sagt, Glück zu bringen. Indessen, statt zu gewinnen, verliert Murville alle Partien; die geliehenen dreißig Louisd'ors sind fort, indessen will man gern auf sein Ehrenwort weiter spielen, weil man seine Pünktlichkeit im Bezahlen kennt.

Frau von Géran kredenzt im Ueberfluß ihren Punsch und trinkt selbst einige Gläser, um ihren Gästen mit desto mehr Grazie die Honneurs machen zu können. Ein Jeder scheint sich entweder mit dem Spielen oder mit der Galanterie zu beschäftigen; die gewöhnliche ruhige Haltung ist dem Geräusch gewichen, man vergißt sich hier und da, der erzwungene feine Anstand macht einer etwas freieren Mun-

terkeit Platz; man schwört, man lacht, man streitet, reizt sich beim Spiel und wird zärtlich auf einer Ottomane; ein sehr buntes und bewegtes Bild, wo jedes seinem Interesse nachgeht.

Auch Frau von Gérard scheint sehr erhibt, obschon sie selbst nicht spielt; sie nähert sich einen Augenblick der Partie Edwards, sieht, daß er ganz in sein Spiel vertieft ist und entfernt sich dann, um etwas frische Luft zu schöpfen.

Eduard gelang es nicht, auch nur eine Partie zu gewinnen; die Wuth, die Verzweiflung kochten in seinem Innern; er war dem Marquis schon fünfzehntausend Franken schuldig und spielte immer auf seinen Verlust fort, in der Hoffnung, das Glück solle umschlagen; aber er sah sich stets in seiner Erwartung getäuscht. Bläß, zitternd, mit verstörtem Blick weiß er nicht mehr, was er beginnen soll; seine Hände ziehen sich krampfhaft zusammen, seine Nerven sind in convulsivischer Bewegung, kaum daß er noch athmet.

„Ich setze jetzt die fünfzehntausend Franken auf einmal dagegen, sagt er endlich zu seinem Gegner mit veränderter Stimme. — Ich willige ein, antwortet der Marquis, Sie sehen, daß ich großmüthig spiele... in der That bin ich auch untröstlich, daß Sie so anhaltend verlieren.“

Eduard antwortet nichts und ist nur mit der neuen Partie beschäftigt; seine Augen sind auf die Karten geheftet, von denen er sein Schicksal erwartet; beim Spiel sind nur Desfleuret, der beständig hinter Eduard steht, und eine alte, mit dem Marquis sehr

vertraute Intriguantin, gegenwärtig; die übrige Gesellschaft hat sich an andern Tischen vertheilt.

Die Partie fängt an, der Marquis hat schon drei Points; er schlägt einen König um... Eduard, über solchen unaufhörlichen Treffer außer sich, wendet sich plötzlich nach Desfleuret um, um sich darüber zu beklagen, und bemerkt, wie dieser mit andern Karten seinem Gegner das Spiel verräth; der Chevalier will verbergen, was er in der Hand hält, aber Eduard läßt ihm dazu keine Zeit, er entreißt ihm die Karten, entdeckt die ganze Spitzbüberei, stößt in seiner Wuth den Spieltisch um und kündigt dem Marquis an, daß er ihn nicht bezahlen werde. Der Marquis, an solche Scenen gewöhnt, bleibt ganz ruhig, fordert aber sein Geld. Eduard nennt ihn einen Betrüger, jener droht ihm mit einem Stuhl, und Desfleuret sucht einige Goldstücke auf, die zur Erde gefallen sind. Die Alte erhebt ein rasendes Geschrei. Murville ergreift einen Leuchter und wirft ihn seinem Gläubiger an Kopf, so daß diesem ein Auge hervorquillt und das Gesicht blutet; er fängt heftig an zu schreien, die ganze Gesellschaft erhebt sich, die Frauen und einige Herren machen sich davon. Die an Zahl überlegenen Betrüger wollen Murville durchprügeln, in diesem Augenblick aber tritt Dufresne in den Saal; mit einem Blick erkennt er die Gefahr Eduards; geschickt weiß er von den Umständen Nutzen zu ziehen, dringt bis zu Eduard vor, stößt alle Uebrigen zurück, schreit lauter als jeder Andere, gibt Eduard ein Zeichen sich zu entfernen, verspricht ihm, die Sache

betzulegen, und dem Marquis, ihm für Schmerzensgeld wegen seines nicht sehr werthvollen Gesichts besorgt zu sein. Dufresne's Sprache macht auf die Gesellschaft Eindruck, man beruhigt sich, und Murville, der sich nicht der Stärkste fühlt, geht aus dem Saal, indem er seinen Freund als Gewährsmann zurückläßt.

Um sich über das Geschehene zu trösten, sucht Eduard Frau von Gérard auf; sie war nicht im Salon; er geht durch die Vorzimmer, ohne sie anzutreffen; so ist sie vielleicht auf ihr Zimmer gegangen, das in der obern Etage sich befindet; er steigt rasch die dunkle Treppe hinauf, er kennt ja den Weg, öffnet eine Thüre und bemerkt unter einer zweiten Thüre einen Lichtschein; der Schlüssel steckt im Schloß... rasch tritt er ein, aber wie wird ihm, als er seine Gebieterin nicht allein, sondern ihren Jockey bei ihr antrifft, dessen Gegenwart seinen Argwohn erweckt.

Er bricht in die furchtbarste Wuth aus, ergreift eine Ofenschaufel und schlägt damit auf den Diener los; dieser schreit Zeter und Mord; Frau von Gérard schreit, weil ihr Diener ihr sehr nahe geht; Eduard schreit so arg als beide und wirft endlich, des Schlagens satt, die Ofenschaufel in die Psyche der gnädigen Frau.

Der Spiegel zerbricht mit gewaltigem Getöse in tausend Stücke, Eduard flucht, wüthet, ist nicht mehr Herr über sich; der Jockey weint und befühlt sich am ganzen Körper, und Frau von Gérard ruft nach Hülfe, weil sie für ihre übrigen Möbel, und sogar für ihre

Person Alles fürchtet; in der Angst stößt sie ihren Diener heftig zurück, der fallend einen niedlichen Toilettentisch umwirft, und Waschbecken, Schwämme, Gläser, Flaschen, Essenzen, kurz, Alles rollt auf dem Fußboden fort... Endlich läuft ein Theil der Gesellschaft auf das Geschrei, das Wehklagen und den Lärmen aus dem Salon herbei und dringt in Frau von Gérard's Zimmer.

Ein Jedes drückt das größte Staunen über die unerwartete Scene aus; beim Anblick der Frau von Gérard, deren Aeußeres die größte Bestürzung verräth; des Jockey, der unter den Stücken des Spiegels, des Waschbeckens und den Flacons auf dem Fußboden sich umherwälzt, und Edwards, der mit wüthenden Blicken, wie Achill vor den Wällen Troja's, durch die Ruinen schreitet und Willens zu sein scheint, Alles in Feuer und Blut zu verwandeln.

Man will wissen, was geschehen ist, man fragt, drängt und stößt sich, und vergrößert nur die Unordnung, anstatt die Ruhe herbeizuführen. Der Marquis von Monclair hält ein Schnupstuch vors Gesicht und erklärt Murville für einen Rasenden, den man ins Tollhaus sperren müsse; Desfleuret hat seine verrätherischen Karten noch in Händen und stopft sich mit den Flacons, Schwämmen, Seifkugeln, kurz, mit Allem, was er auf der Erde findet, die Taschen voll, um von der Unordnung Vorthheil zu ziehen und seine Toilette zu bereichern. Einige alte Koketten umgeben theilnehmend den klagenden Jockey, weil seine Jugend sie anlockt; die jungen Herren helfen Frau

von Gérard ihre Toilette wieder herrichten; die aber, welche am meisten bei kaltem Blute geblieben sind, bemühen sich, Murville zu beruhigen, und fordern, daß man sich verständige, bevor man sich schlage. Statt aller weiteren Erklärung verlangt Frau von Gérard den Preis für ihren Stehspiegel und ihre Toilette, Eduard aber behandelt sie mit Schimpf und Berachtung, und will von keiner Ausgleichung etwas wissen. Dufresne, der immer in den schwierigsten Augenblicken bei der Hand ist, zieht Eduard wider seinen Willen beim Rock aus dem Zimmer und läßt die übrigen Anwesenden nach Gefallen lachen, schimpfen oder schreien, wie es ihr Interesse mit sich bringt.

„Du bist ein Kind, sagt Dufresne zu Murville, als sie auf der Straße sind, wozu einen solchen Lärm? — Warum? ... warum? ... Du weißt noch nicht, daß ich verrathen, durch eine Frau, von der ich mich geliebt glaubte, schändlich betrogen bin! und für wen? ... für einen Bedienten! — Aber, mein Gott, ist denn das ein Grund, in einem Hause alles umzukehren und zu zerschlagen? ... Man muß jedes Ding von der philosophischen Seite betrachten! Für eine solche Bagatelle zerschlägt man keine Möbel! Du wirst tausend Frauen finden, die Dich für Dein Geld anbeten! ... — Nach all' den Opfern, die ich ihr gebracht habe ... — Ich gestehe, es ist unangenehm! ... aber, lieber Freund, das Geld, was man an eine Frau verschwendet, muß man immer für verloren betrachten. Siehe! das Schlimmste bei der Geschichte ist Dein Streit mit

Monclair ... ich bin genöthigt gewesen, ihm einen großen Theil vom Betrage Deines Wechsels zu geben, damit er nur nicht mit seinem zerfetzten Gesichte zu einem Friedensrichter geht; das hätte Prozesse und Kosten herbeigeführt, und der Justiz muß man aus dem Wege gehen. Poß tausend! weißt Du, daß Du ein entsetzlicher Mensch bist? ... dem Einen das Gesicht, dem Andern die Rippen zu zerschlagen! ... wenn ich mich nicht immer ins Mittel schlüge, Du könntest 'mal schön ankommen; aber dieser Abend kommt Dir theuer zu stehen... — Also das Geld, worauf ich rechnete ... — O sei ruhig ... Du sollst schon Geld haben ... Du machst mehr Wechsel, und überdies mußt Du auch einmal einen Treffer bekommen, man ist ja nicht immer unglücklich ... es gibt Mittel genug, Fortuna zu zwingen. — Mittel? — Ja, ja ... später wirst Du sie schon kennen lernen ... Aber es fängt schon an, Tag zu werden, es ist Zeit, daß wir uns niederlegen ... Komm mit zu mir, morgen wollen wir an unsere Geschäfte denken."

Dufresne zieht Eduard mit sich fort, und dieser, verwirrt, niedergeschlagen und verzweifelt über alles, was er seit einiger Zeit gethan, wagt es nicht, einen Blick in die Vergangenheit, aber auch nicht in die Zukunft zu werfen.

## Viertes Kapitel.

Das Innere eines Spielhauses.

„Höre, jetzt müssen wir Deine Angelegenheiten ordnen,“ sagt Dufresne nach der stürmischen Nacht bei Frau von Géran, indem er aus dem Bette aufstand; „Du wirst noch für 15,000 Franken Wechsel unterschreiben; ich werde sie schon unterbringen. Ich gestehe zwar, daß es schwieriger ist, als ich glaubte... Man gibt nicht viel auf unsere Unterschriften, und verlangt zuviel... es sind nur noch einige Juden, die sich darauf einlassen, aber sie nehmen fünfzig Prozent... Was sagst Du dazu?... — Die Treulose!... für einen Jockey mich aufzugeben!... — Wie, Du denkst noch an Deine Ungetreue!... Welche Thorheit!... — Wenn ich mich nur rächen könnte!... — Die beste Rache ist, viel Geld ausgeben, Luxus zeigen, dann bereut sie es, Deine Eroberung nicht besser beachtet zu haben. Du siehst also, Du brauchst Geld, und ich gehe aus, um welches anzuschaffen; Du aber verscheuche die Traurigkeit, höre auf zu schmachten, denn das führt zu Nichts. Geh! versuche Dein Glück beim Spiel, da findest Du Energie und Geist wieder. — Ich habe keinen Pfennig, da würde ich eine schöne Rolle spielen! — Du wirst schon eine Art und Weise finden zu gewinnen... auf Wiedersehen; ich gehe, um Geld zu schaffen.“

Eduard geht und begibt sich nach seiner Wohnung. Er findet einen Brief von seiner Frau vor;

es ist der sechste, den sie ihm schreibt, keinen davon hat er aber beantwortet. Die ersten hatte er gelesen, sie enthielten Wünsche für sein Glück, Bitten, seine Gesundheit zu schonen, aber kein Wort von Liebe; Adeline wagte es nicht mehr, ihn davon zu unterhalten. Einem Treulosen von Liebe vorzuschwätzen, heißt mit dem Blinden von der Farbe, mit dem Tauben von der Musik und mit dem Wilden vom feinen Tone reden.

Eduard liest aber die weiteren Briefe seiner Frau nicht mehr, weil er nicht weiß, was er ihr antworten soll. Sein Herz sagt ihm nichts, sein Gewissen aber zuviel; er verhärtet das Eine und hört auf das Andere nicht. Die schöne Jahreszeit ist schon weit vorgerückt, und er besürchtet, Adeline möchte von ihrer Rückkehr reden, und ihre Gegenwart würde ihm jetzt mehr wie je lästig sein. Er will ihr den Zustand seiner Geschäftsangelegenheiten verbergen, der nur zu sehr ihre und seiner Schwiegermutter Prophezeihungen bestätigt.

Als er in seine Wohnung tritt, ist er nicht wenig erstaunt, mehre Gerichtsdienere zu finden, die sich seiner Möbel bemächtigen. „Was soll das bedeuten? ruft er, wer sendet euch her? — Mein Herr, antwortet ein kleines schwarzes Männchen, der Eigentümer dieses Hotels, dem Sie die Miethe nicht bezahlen. — Er hätte mich aber zuvor davon benachrichtigen sollen. — Man hat Ihnen Anweisungen geschickt. — Ich habe sie nicht gelesen. — Das ist nicht meine Schuld. — Ich kenne die Formen

nicht. — Der Herr scherzen wohl! . . . ein Geschäftsmann! — Ich mache keine Geschäfte mehr . . . das geht Euch nichts an.“

Eduard verläßt die Gerichtsdiener und begibt sich in sein Bureau; sein Commis ist nicht mehr da. Er durchsucht seine Papiere, versteht aber selbst zu wenig von den Geschäften und wirft voll Verdruß alle Cartons durcheinander mitten im Zimmer. Er geht hinunter und ruft seine Leute, aber sie sind fort. Der Portier allein ist geblieben, antwortet jedoch Eduard ganz unverschämt, weil er sieht, daß er ruinirt ist.

Murville entfernt sich aus seiner Wohnung, geht langsamen Schrittes dem Palais-Royal zu und weiß nicht, wie er die Gerichtsdiener los werden soll. Er erwartet Dufresne, um ihn um Rath zu fragen. Endlich kommt dieser vergnügt mit der Nachricht an, daß er Geld aufgetrieben habe. Eduard faßt neuen Muth, und unterrichtet Dufresne von dem, was in seinem Hause vorgeht.

„Meiner Treu, sagt dieser, wenn Du mir folgen willst, so läßt Du sie machen, und verkauffst Dein Mobilier, was im Augenblick Dir doch unnütz ist; Du brauchst jetzt keinen so großen Hausstand, da Du als Garçon lebst; es ist ja nur ein todtes Kapital, was wir besser geltend machen können. — Aber wenn meine Frau zurückkehrte? — Bah! sie zieht das Landleben vor, und übrigens weißt Du ja, daß man in Paris für Geld in einer Stunde Hotel, Möbel und Bedienung haben kann. — Das ist wahr, aber Du hättest mir doch gerathen, Luxus zu zeigen. —

Wir werden uns ein sehr prächtiges Chambre garnie miethen. — Aber, mein Ruf?... — Sei ruhig, er ist auf gutem Wege. Mache nur brillante Geschäfte und laß die Thoren schwätzen, das ist die Hauptsache. — Ja, aber ich bin weit entfernt, Geschäfte zu machen!... — Weil Du die Sache nicht recht behandelst! — Ich thue doch Alles, was Du sagst... — O nein, Du hast noch eine falsche Scham, die Du verbannen mußt, und die Dir schadet. Aber komm zu einem Restaurateur, wir wollen Champagner und Madera kosten und alles Andere belachen.“

Eduard läßt sich leiten; wie ein Blinder folgt er den Rathschlägen Dufresne's und stürzt sich mit Gewalt in den Abgrund. Die Personen, die ihn zur Zeit seiner Verheirathung gekannt haben, erkennen ihn kaum wieder, so sehr haben Ausschweifung und Spiel ihn verändert.

Welch eine Existenz ist die eines Spielers! Niemals Ruhe und Besonnenheit; es ist, als ob ein immerwährendes schleichendes Fieber auf seine Organe einwirkte; seine Augen sind hohl, roth; seine Gesichtsfarbe ist blaß und siech von den Nachtwachen; seine Wangen eingefallen, sein Anzug schmutzig und in Unordnung; sein Gang plump und unsicher; eine geheime Unruhe leuchtet aus seinen Augen; wenn er lächelt, so geschieht es nur mit Bitterkeit; Heiterkeit ist seiner Seele fremd, da sie nur vom Durst nach Gold, von der Gier nach Gewinn und von der Angst des Spieles angefüllt ist.

Und das ist auch das Bild Eduards; wer hätte

in ihm den jungen Mann erkannt, der, ganz seinem Glück, seiner Liebe lebend, mit Frohsinn seine Braut zum Altare führte? Jetzt sind seine Züge verzerrt, der Ausdruck seiner Physiognomie ist ein ganz anderer, selbst seine Stimme ist nicht mehr dieselbe, denn die tägliche Angst und Verzweiflung, Wuth, Schimpfen und Fluchen haben sie raub und hohltonig gemacht. Seine Sprache verräth die Gesellschaft, die er täglich besucht, denn nicht in Spielhäusern, mit Mädchen und Betrügern lernt man seinen Ton und Anstand. Jede Feinheit der Sitten, jede Scham und bessere Haltung geht da verloren. Eduard schreit, tobt und flucht bei jeder Gelegenheit; seine Manieren, sein Benehmen, seine Grundsätze entsprechen den Modellen, die ihn täglich umgeben. Ein tugendhafter, rechtschaffener und vernünftiger Mensch hat oft Mühe dem Einflusse schlechter Bekanntschaften zu widerstehen, was soll da aus einem schwachen, den Leidenschaften ergebenen Menschen werden, der täglich nur den Auswurf der menschlichen Gesellschaft vor Augen hat.

Der Winter war herangenahet. Eduard erhielt keine Briefe mehr von seiner Frau, er wußte nicht, daß Dufresne sie für ihn in Empfang nahm und sie in seinem Namen Adelinen zurücksandte. Die ersten Wechsel wurden zur Verfallzeit mit dem Erlös aus dem Mobilien eingelöst, aber auch die zweiten sind bald fällig, und die beiden Unzertrennlichen haben kein Geld mehr. Vergebens setzt sich Murville, der sich nicht mehr schämt, links und rechts zu borgen,

mit dem Wenigen, was er erhascht hat, Abends an den Tisch, vergebens zeichnet er, wie Desfleuret, seine Karte mit der Nadel, und berechnet alle möglichen Glücksfälle, nichts gelingt ihm. Er sieht mit Blitzesschnelle das Geld zum Bankier hin verschwinden, das er zitternd auf eine Nummer setzt; die fatale Geldschippe zieht immer wieder die Summe ein, die er zu verzehnfachen hofft; er hat nichts mehr, er durchfliegt mit den Augen den Saal, um einen Bekannten zu suchen, der ihm Geld borgen möchte, aber er findet keinen. Spieler haben wenig Freunde. Eouard verläßt Nr. 9, durchläuft die Galerie des Palais-Royal, geht in jeden Spielsaal, um Dufresne oder sonst Jemand zu finden, der ihm Geld leihen soll, aber Alles umsonst. Endlich dringt er auch in Nr. 113 ein; hier sieht er den Arbeitsmann, den Handwerker, wie er den Verdienst eines Tages zaudernd auf eine Karte setzt, und so vergeudet; dieser geht mit leeren Taschen nach seiner Wohnung zurück, wo seine arbeitsame Frau mit den Kindern wacht und die Rückkehr des Mannes erwartet, um die nöthigen Einkäufe für das Abendbrod der Familie zu machen... aber er bringt nichts mit, die armen Kinder müssen sich hungrig niederlegen, und die unglückliche Frau benezt mit Thränen ihr ärmliches Lager, weil der Mann ein Spieler ist.

Und jener Kaufmann, den man mit seinem Handel ganz beschäftigt glaubt, was thut er in dieser Höhle des Lasters?... Er verspielt sein Vermögen, seine Ehre, seinen Ruf, das Gut seiner Geschäftsfreunde.

Am andern Morgen soll er Wechsel bezahlen, und vom Roulette will er die Fonds dazu holen!... sein Blick ist auf die Farbe gerichtet, von der er Alles hofft, und sind seine Erwartungen betrogen, so zernagt seine Hand im Busen convulsivisch die Kleider und das eigene Fleisch... Aber er fühlt nichts, alle seine Sinne, seine Gefühle sind mit dem Kugeln beschränkt, das über sein Schicksal entscheiden soll.

Dort, jener junge Mann, mit dem ehrlichen Aeußeren, dem anständigen Anzuge, der die Blicke der Menschen scheut, weil er für Schamgefühl noch empfänglich ist, bietet den Launen des Zufalls eine Summe dar, die der Bankier, bei dem er fungirt, ihm anvertraut hat, um sie einem Notar auszuzahlen. Das Glück ist ihm ungünstig, Alles geht verloren, und ganz befangen bleibt er stehen, denn er zweifelt noch an seinem Verbrechen, seinem Unglück!... Was soll er anfangen, wenn er jetzt diesen Ort der Schande verläßt?... Seine Familie ist arm, aber ehrlich; er kann sich nicht entschließen, sie zu entehren, sich den Vorwürfen seines Vaters auszusetzen; Verzweiflung bemächtigt sich seiner Seele, er sieht nur ein Mittel, seiner schrecklichen Zukunft zu entgehen. Er stürzt hinaus, läuft dem Flusse zu, springt in die Wellen, und derjenige, der eine glückliche, ehrenvolle Laufbahn vor sich hatte und das Glück seiner Familie gründen sollte, wird in seinem zwanzigsten Jahre ein Selbstmörder, weil er dem Spiele nicht widerstehen konnte.

Solche Bilder sind nur zu häufig; täglich haben

wir die Beweise vor Augen. Wann wird man denn aufhören, diese Schulen des Verbrechens und Lasters zu dulden?

Eduard hätte von solchen Beispielen lernen sollen, aber statt dessen setzt er sich zum Biribi; er hat noch zehn Sous in der Tasche; er beeilt sich, auch diese noch an dem Tische zu verlieren, wo man die kleinsten Münzen der Unglücklichen nicht verschmäht.

Indem er so neben Leuten sitzt, die nur Bettlern gleichen, erscheint Dufresne und gibt ihm ein Zeichen, ihm zu folgen.

„Ich habe gute Nachrichten für Dich, sagt er in freudigem Tone. Vor allen Dingen ist Deine Schwiegermutter gestern in einem Anfall von Apoplexie gestorben. — Wär's möglich? — Ein Aufwärter hier, der mit ihr in einem Hause wohnt, hat es mir mitgetheilt, und dann habe ich auch Geld unter der Bedingung aufgetrieben, daß Du dafür Dein Haus in Billeneuve-St.-George verpfändest. — Mein Haus? ... aber ... — Nun! mache mir nicht neue Schwierigkeiten! ... übrigens wirst Du ja mit dem Wenigen, was Du noch von Deiner Schwiegermutter ererbst, Deine Wechsel bezahlen und Dein Haus dennoch behalten. Du siehst, alles geht nach Wunsch. O, wenn ich nur früher an Dein Landhaus gedacht hätte! Aber wenn auch, jetzt hast Du wieder neue Fonds, und das ist das Wesentlichste! Um Dein Erbtheil der Madame Germeuil zu erlangen, mußt Du aber eine Verschreibung von Deiner Frau haben ... — Wie soll ich sie erhalten ... ich möchte ihr niemals den

Tod ihrer Mutter mittheilen, sie würde untröstlich sein! — Nun, so übernehme ich das, wenn Du willst, ich gehe für Dich nach Villeneuve-St.-George und setze sie mit aller möglichen Schonung davon in Kenntniß! . . . — Da würdest Du mir eine große Gefälligkeit erweisen . . . sage ihr auch, daß ich sie nicht vergessen und recht bald besuchen würde . . . —  
— Ja, ja, ich weiß alles, was ich ihr zu sagen habe. Verlasse Dich auf meinen Eifer, meine Freundschaft.“

Nach diesem Uebereinkommen beeilt sich Dufresne, die nöthigen Papiere zu erhalten, um damit zu Adeline zu gehen, welche wiedersehen zu können er vor Begierde brennt; Eduard dagegen, nachdem er auch sein Landhaus, den letzten Zufluchtsort seiner Familie, geopfert und den Rest aus dem Erlös seiner Effekten gehoben hat, überläßt sich mit erneuerter Wuth der ihn beherrschenden Leidenschaft.

---

### Fünftes Kapitel.

Die guten Menschen. — Erkenntlichkeit.

Adeline befindet sich immer noch auf ihrem Landhause. Sehr traurig und unglücklich kam sie hier an, aber die freundliche Stille auf dem Lande, und die ersten Liebkosungen ihres Töchterchens haben ihre Seele wieder etwas beruhigt, und sie hat sich in ihr Schicksal ergeben. In den ersten Tagen nach ihrer

Ankunft hoffte sie noch, Eduard würde ihr nachfolgen, seine verrätherischen Beschäftigungen aufgeben und über seine falschen Freunde die Augen öffnen, aber gar bald verlor sich auch diese letzte Hoffnung. Sie schreibt an ihren Gemahl, er antwortet nicht, durch ihre Mutter erhält sie Nachrichten aus Paris, und diese sind verzweiflungsvoll; sie erfährt, welchem wahnwitzigen, ungeordneten Leben ihr Eduard, den sie noch immer liebt, sich übergibt; sie schaudert, denn sie denkt an Dufresne's Rache und Eduards Schwäche; sie schreibt noch mehre Male, erhält aber ihre Briefe uneröffnet zurück. Dieser letzte Beweis seiner Gleichgültigkeit erbittert Adelinens Herz; sie erwartet still und ohne Klagen, ob der Mann, dessen Glück sie gemacht hat, sich nicht dereinst seiner Pflicht, seiner Bande, die ihn an sie fesseln, erinnern werde.

Als sie eines Tages mit ihrer kleinen Ermance im Felde spazieren geht, bemerkt sie, voll Gedanken, nicht, daß sie sich weiter als gewöhnlich entfernt hat, bis Ermüdung sie zwingt, still zu stehen. Sie sieht umher, und da sie die Gegend nicht kennt und sich zu verirren fürchtet, so richtet sie ihren Weg nach einem Meierhose, den sie in der Ferne bemerkt, um dort nach dem Wege zu fragen, oder sich einen Führer zu erbitten.

So gelangt sie auf Guillots Pachtthof, denn dieser war es, den sie erblickte. Luise befand sich gerade vor der Thüre, um Enten und Hühner in den Stall zu jagen; Sanssouci war auf dem Hofe und band

Heu, und die Kinder trieben sich ihrer gewohnten Weise nach mit Gänsen, Katzen und Hunden in engerer Freundschaft auf der Dunglege herum.

Das Gemälde nöthigt Adelinen ein Lächeln ab; sie bedauert es, nicht in solcher Zurückgezogenheit auf dem Lande geboren worden zu sein, wo das Leben zwar gleichförmig, vielleicht zu eintönig vergeht, wo man aber doch wenigstens vor bössartigen Menschen, vor bitteren Erfahrungen geschützt ist.

Die Pächterin beeilt sich, die Dame ins Haus treten zu heißen. Sie nimmt die kleine Ermance auf den Arm, und während sie dieselbe tanzen läßt, erfährt sie von Adeline, daß sie über eine Meile von ihrer Wohnung entfernt sei; diese, von der offenen und herzlichen Aufnahme gerührt, williget gern darin, einige Augenblicke bei ihr auszuruhen und an dem Essen Theil zu nehmen, das für die Hausgenossen so eben bereitet ist.

Es schlägt sechs Uhr. Die Stunde, wo sich die Bewohner des Meierhofs fröhlich zur einfachen, aber guten und nahrhaften, jederzeit aber von dem besten Appetit gewürzten Mahlzeit versammeln.

Guillot kommt und bringt zugleich seiner Gewohnheit nach einen Arm voll Holz mit, Sanssouci singt beim Eintreten ein munteres Lied und Jakob stellt die Arbeitsgeräthe in eine Ecke. Der Pächter sieht die junge Dame gutmüthig an, Jakob grüßt sie und setzt sich nieder, ohne ihr weitere besondere Aufmerksamkeit zu schenken, während Adeline sein Gesicht mit einer

früheren Begebenheit ihres Lebens in Verbindung zu bringen sucht.

Man setzt sich zu Tische. Jakob hat seinen Platz neben Adeline, die über sein höfliches Betragen, sein offenes Wesen und seine Herzlichkeit gegen die Kinder ganz erstaunt ist; von Zeit zu Zeit wirft sie einen fragenden Blick auf sein ernstes, mit einem großen Schnurrbart und mehren Narben geschmücktes Gesicht. Jakob bemerkt den prüfenden Blick der jungen Dame nicht; ihm ist es unmöglich, eine Person wiederzuerkennen, die er nur einmal in seinem Leben in einem Garten flüchtig gesehen hat; aber Adeline erinnert sich allmählig beim Anblick des gewaltigen Barts an den Ort, wo sie ihn schon früher gesehen hat; sie kann eine Bewegung der Ueberraschung nicht verbergen und ruft: „Wie! Sie sind es, mein Herr? Ach! Ich wußte wohl, daß ich Sie schon einmal gesehen hatte. — Reden Sie von mir? fragt Jakob erstaunt. — Ja, o ja, Sie sind es... jetzt weiß ich es gewiß. — Sie kennen meinen Kameraden? sagt Sanssouci, dann kennen Sie einen braven Soldaten, einen rechtschaffenen Menschen. — Ich zweifle nicht daran, und doch hat mir der Herr schon große Furcht eingejagt! ... — Furcht? Madame, dies macht mich untröstlich, aber wie wäre das möglich gewesen? — Erinnern Sie sich eines Tages, wo Sie in Villeneuve-Saint-George waren? es sind vielleicht achtzehn Monate her, Sie hielten sich daselbst lange vor der Thüre eines Gartens auf, und durch die Thüre konnte man nur Ihr Gesicht sehen; ich gestehe, daß mich damals

Ihre Augen, Ihre Narben und Ihr Bart nicht wenig erschreckten. — Wie! Madame! erwidert Jakob, nachdem er Adeline genauer beobachtet hat, Sie befanden sich in dem Garten? — Ja, mein Herr, er gehört zu meinem Hause. Aber damals besuchte ich ihn zum ersten Male mit meiner Mutter und meinem Manne.“

Jakob antwortet nichts hierauf; er wird düster und nachdenkend, fährt mit der Hand über die Stirne, streicht sich den Bart und seufzt tief auf.

„Ja, ja! sagt Guillot, nachdem er ein tüchtiges Glas Wein getrunken hat, so ist's, wenn man gut sehen kann, denn wenn schon, dennoch...; es ist nun ein Gesicht oder nicht, ich sage selbst, es braucht nicht gerade immer ein Bart hinter der Thüre zu sein... denn man bemerkt das gleich, ist eines furchtsam, so zeigt es sich bei allen Gelegenheiten. Alsdann hat man es schon gesehen!“

„Ja, ja, Du hast Recht, Alter, schweig nur, unterbricht die Pächtersfrau Guillots Gesprächigkeit, wenn übrigens Madame das Ehrenlegionskreuz gesehen hätten, was unser Freund Jakob da auf dem Herzen trägt, gewiß Sie hätten dann keine Furcht gehabt. — O! sagt Adeline, jetzt brauche ich auch das nicht mehr zu sehen, um von meinem Irrthum zurückzukommen. Aber, was wollen Sie, die eigenthümlichen Umstände, Frauen sind furchtsam, und dieser bärtige Kopf so einsam am Ende des Gartens!“

„Ja, wirklich, beginnt Guillot wieder, ich will gerade nicht sagen, daß ich ein Hasensfuß bin, aber ich hätte mich auch gefürchtet, denn warum, so eine

Ueberraschung, hinter einer Thüre . . . solcher Bart . . . in einem Garten, so etwas hält man nicht aus! —  
 O schweig doch, Alter, Du bist ein Hasenfuß; nicht wahr, Better, soll er sich nicht schämen?“

„Ach, tausend Bajonette! ruft Sanssouci, wenn Räuber Euren Meierhof angriffen, was wollt' ich sie davonjagen, ich versicher's Euch!“

„Ist Ihr Herr Gemahl immer noch in Villeneuve-Saint-George? fragt Jakob Adeline nach einiger Zeit. — Nein, er ist schon längere Zeit in Paris.“

Bei dieser Antwort scheint die junge Frau so traurig zu werden, daß Jakob schon seine Frage bereut. Je mehr er die Frau seines Bruders betrachtet, desto mehr fühlt er sich zu ihr hingezogen; er zweifelt nicht, daß Eduard ihr seine Zusammenkunft mit ihm verschwiegen habe. — „Sie würde mich nicht zurückgewiesen haben, denkt er, mit so vieler Sanftmuth in den Gesichtszügen und in der Stimme hat man kein fühlloses Herz, . . . Eduard allein ist schuldig! . . . aber sie soll nichts davon erfahren, es könnte sie unnötig betrüben, und überdies mag ich mich dem Undankbaren, der mich verläugnet, gar nicht nähern.“

Es wurde schon finster, und Adeline konnte allein nach ihrem Dorfe nicht zurückkehren; ein Jeder bietet sich an, sie zu begleiten; sie wählt Jakob, um ihm zu beweisen, daß sie auch nicht die mindeste Furcht mehr vor ihm habe, und er fühlt sich insgeheim deshalb geschmeichelt. Er nimmt die kleine Ermance auf den einen Arm, bietet der jungen Frau den

ändern, und diese nimmt von ihren Wirthsleuten Abschied, verspricht aber, erfreut über solche gastfreundliche Aufnahme, recht oft wieder zu kommen.

Anfangs ist man auf dem Wege ziemlich einsilbig. Dann und wann gibt Jakob nur der kleinen Ermance ein Küßchen, worüber diese, erst acht Monate alt, den Soldaten anlächelt und mit seinem Schnurrbart spielt.

„Ich bedaure, sagt Adeline, daß ich Ihnen Mühe mache, aber ich glaubte nicht, mich so weit von Hause entfernt zu haben.“

„Madame, Sie bereiten mir dadurch ein großes Vergnügen. — Das Kind wird Sie müde machen! — Mich müde machen?... nein, tausend Granaten... aber um Verzeihung, vor Damen soll man nicht fluchen. — Bei einem alten Militär ist das immer entschuldigt. — Ich liebe die Kinder sehr... und diese Kleine ist wirklich allerliebste... — Ach! sie ist mein einziger Trost! sagt Adeline ganz leise; Jakob kann sie nicht verstehen, aber er bemerkt, daß sie traurig wird, und gibt daher der Unterhaltung eine andere Wendung. — Madame werden ohne Zweifel bald wieder nach Paris zurückkehren, die schöne Jahreszeit ist vorüber, wir sind im Monat Oktober. — Nein, ich denke das Land noch nicht zu verlassen... vielleicht werde ich den Winter hier zubringen! — Das ist doch sonderbar, denkt Jakob, sie bleibt auf dem Lande und ihr Mann in der Stadt, sollten sie nicht gut mit einander leben? — In diesem Fall, erwidert er ihr, werden wir, hoffe ich, manch-

mal das Vergnügen haben, Sie auf unserem Meierhofe zu sehen! — Ja, es soll mir eine Freude sein, ihn öfter zu besuchen. Sie sind mit dem Pächter verwandt, glaube ich? — Nein, Madame, mein Kamerad ist ein Vetter der Frau Guillot, aber ich bin nur ein alter Soldat, ohne Familie, ohne Bekanntschaft, dem man aber gern hat Arbeit geben wollen. — Ich bin gewiß, daß man sich jeden Tag mehr darüber freuen wird... Sie sind noch jung, lange können Sie nicht gedient haben? — Verzeihen Sie, ich trat sehr frühe in den Dienst! — Und bei Ihrer Rückkehr aus dem Felde fanden Sie keine Mutter, keine Schwester, die Sie nach Ihren Kriegstrapazen hätten pflegen können? — Nein, Madame, ich hatte nur einen Anverwandten, aber er behandelte mich mit zu geringer Freundschaft... ich bin stolz... halte auf Ehre, und verwarf eine Hülfe, die nicht aus dem Herzen kam und mich erniedrigt hätte. — Das war wahrscheinlich nur ein sehr entfernter Verwandter? — Ja, Madame! — Mein Mann hat einen Bruder... ja! er heißt auch Jakob, wie Sie; seit mehren Jahren hat er seine Familie verlassen; ohne Zweifel ist er todt; aber wenn er noch lebte und zurückkäme, gewiß würde mein Mann erfreut sein, ihn zu sehen!"

Jakob antwortet nichts, aber wendet den Kopf weg, um Adelinen eine Thräne zu verbergen, die sein Auge nicht zurückzuhalten vermag.

Man kömmt endlich am Landhause an. Adeline bittet Jakob einzutreten, um einige Augenblicke aus-

zurufen, er lehnt es aber ab, denn er fürchtet durch seine Rührung sich zu verrathen.

„Wenigstens hoffe ich, sagt die junge Frau, daß Sie mich nicht vergessen werden, wenn Sie nach Billeneuve-Saint-George kommen. Sie sollen dann auch den Garten sehen, den Sie sich nur durchs Gitter betrachtet haben. — Mit Vergnügen, Madame, ich bitte aber auch unsern Pachtthof nicht zu vergessen.“ Adeline verspricht es und Jakob entfernt sich, indem er den Blick so lange als möglich auf das Haus heftet.

„Das ist ein recht braver Mann, sagt Adeline beim Eintreten in ihre Zimmer, und Mama und ich wir haben ihn sehr falsch beurtheilt... Ich bin überzeugt, daß diese rauhe, ernste Außenseite ein gefühlvolles Herz verbirgt. Ach! der Schein trügt allzuoft!

Eines Tages nachher geht Adeline eines Morgens, von ihrem Kindsmädchen begleitet, nach dem Meierhof. Die Landleute empfangen sie mit herzlicher Freude. Adeline ist so liebenswürdig, einfach und sanft gegen Jedermann, daß die guten Leute sie gar zu gerne bei sich sehen. Guillot verliert sich in langen Phrasen, Luise läßt die kleine Ermance springen; Sansfouci schwört, beim Regimente niemals so ein zartes, sanftes Frauchen gesehen zu haben, und Jakob erweist ihr die größte Achtung, das lebhafteste Interesse; seine Zuorkommenheiten für Adeline sind so auserwählt, seine Manieren so ehrerbietig, daß sie nicht weiß, wie sie sich dieses eben so rührende als

unerwartete Benehmen erklären soll. Aber Jakobs Blicke haben nichts Beleidigendes, es ist aufrichtige Theilnahme, Freundschaft, was sie darin liest, und ihr Herz empfindet dasselbe, ohne daß sie sich darüber Rechenschaft zu geben weiß.

Ein Jedes streitet sich um die Ehre, die junge Frau nach Hause zu begleiten: Guillot bietet seinen Arm an, Luise will die Kleine tragen, Jakob als Wegweiser und Sanssouci als Escorte dienen; aber Adeline zieht es vor, diesmal mit ihrem Mädchen allein zu gehen, um Niemand eifersüchtig zu machen. Nur dann und wann bei ihren Besuchen, wenn es sehr schönes Wetter ist, kann sie die Begleitung aller Hausgenossen nicht zurückweisen, weil man es alsdann als einen Spaziergang ansieht, den man in ihrer Gesellschaft zu machen wünscht.

So vergehen mehre Monate. Der Winter hat seine Herrschaft angetreten, die Bäume sind kahl, die Felder traurig und öde. Adeline bekommt keinen Besuch. Sie lebt in ihrem Hause ganz allein mit ihrem Mädchen und einem alten Gärtner, der den groben Hausdiener ersetzt hat, da Adeline ihn deshalb entlassen, weil er die Armen und Bettler hartherzig fortjagte, wenn sie an ihre Thüre klopfen und ein Stück Brod verlangten.

Ihre einzige Zerstreuung sind die Besuche auf dem Meierhose, wenn es recht schönes und für ihr Kind nicht zu kaltes Wetter ist; Jakob ist jedesmal innig bewegt und erfreut, wenn er sie sieht, aber er verbirgt einen Theil seiner Empfindungen, um den Haus-

genossen keine Veranlassung zu Fragen zu geben; Sanssouci ist mit dem Geheimniß Jakobs vertraut; er weiß, daß Adeline die Frau des Bruders seines Kameraden ist, aber er hat geschworen, es nicht zu verrathen, und auf seinen Schwur kann man bauen, obgleich er oft außer sich ist, Adelinen nicht eröffnen zu dürfen, welche Bande sie an seinen Freund knüpfen. Aber Jakob will es so, er hat einen Theil des Kammers seiner Schwägerin errathen, und will ihn durch die Kunde von dem Betragen ihres Mannes gegen ihn nicht noch vermehren.

Indessen ist man weit entfernt, im Dorfe und im Pachtthofe das zu errathen, was in Paris geschieht! Die Nachrichten von dort werden nur zu frühe die Ruhe stören, der man sich noch erfreut. Dufresne hat es ja übernommen, den Frieden einer Frau zu zerstören, die er für ihre Verachtung züchtigen will.

Eines Morgens wird Adelinen hinterbracht, daß ein Herr aus Paris sie zu sprechen wünsche; sie geht in den Salon, wo der Fremde eingetreten ist, und fährt vor Schrecken zusammen, als sie Dufresne erblickt, der in einem Fauteuil ruhig ihr Erscheinen erwartet.

„Sie hier! mein Herr! sagt sie, indem sie alle Kräfte zusammen nimmt, ich glaubte nicht, daß Sie es noch wagen würden, mir vor die Augen zu kommen! ... — Madame ... verzeihen Sie, erwidert Dufresne mit heuchlerischem Tone, ich hoffte, daß die Zeit Ihren Haß beschwichtigt haben würde. — Niemals, mein Herr, Sie wissen nur zu gut, daß

Ihre Beleidigungen sich aus dem Gedächtnisse nicht entfernen lassen!... Beeilen Sie sich, mir zu sagen, was Sie herführt! — Ich komme, Ihnen neuen Kummer zu machen, aber die Befehle Ihres Mannes... — Sprechen Sie, ich bin auf Alles gefaßt! — Ihre Mutter... ohne Zweifel wissen Sie? — Meine Mutter, o Gott! sollte sie krank sein? Vor Kurzem erhielt ich noch einen Brief von ihr! — Ein Nerven-anfall... ein Schlagfluß!... — Großer Gott, sie ist nicht mehr, und ich habe sie in ihren letzten Augenblicken nicht gesehen!“

Adeline fällt vernichtet auf einen Stuhl nieder; endlich machen zwei Thränenströme sich Luft, und ihr Schmerz, ihr Jammer, würde das fühlloseste Wesen rühren; aber zarte Empfindungen kennt die Seele Dufresne's nicht, die können nur die verwerflichsten, die Menschheit entehrenden Leidenschaften reizen. Stillschweigend beobachtet er die Verzweiflung einer jungen, schönen Frau, deren Unglück er bereitet hat; er hört ihre Seufzer, scheint sie zu zählen und weit entfernt, einen Anflug von Reue zu empfinden, sinnt er vielmehr darauf, wie er ihr noch neue Qualen zufügen kann.

Die Gegenwart Dufresne's vermehrt noch Adelinens Schmerz; vor ihm kann sie ja nicht nach Gefallen sich ausweinen und bloß an ihre Mutter denken; sie will es versuchen, den verächtlichen Menschen los zu werden, der an ihren Leiden sich noch weidet.

„Verbinden Sie mit Ihrem Besuche keinen andern

Zweck, als mir den schrecklichen Verlust, den ich erlitten habe, mitzutheilen? sagt sie, indem sie sich erhebt und ihr Schluchzen unterdrückt. — Madame, die Hinterlassenschaft von Madame Germeuil muß regulirt werden; ich habe geglaubt, es würde Ihnen schmerzlich sein, mit diesem Geschäfte sich abzugeben, das übrigens Ihren Mann betrifft... dazu ist jedoch Ihre Unterschrift nöthig... ich habe alle nöthigen Papiere bei mir. — Ah, so geben Sie her, ich unterzeichne Alles... ich will Alles verlieren!... wenn nur wenigstens Ihre Gegenwart mich in meiner Zurückgezogenheit nicht mehr stört."

Bei diesen Worten ergreift sie die Papiere, unterschreibt alles blindlings, gibt sie ihm zurück, und will sich entfernen... er aber hält sie in dem Augenblick, wo sie den Salon verlassen will, kräftig am Arm zurück.

„Einen Augenblick, Madame, Sie eilen sehr, mich zu verlassen. Was mich betrifft, so möchte ich mich gern für die Zeit schadlos halten, in der ich Sie nicht gesehen habe... außerdem habe ich noch Nachrichten an Sie von Ihrem Gemahl.“

Ein grausames Lächeln leuchtet aus den Augen Dufresne's; Adeline schaudert und will entflüpfen.

„Halten Sie mich nicht zurück, ruft sie, oder ich lasse Sie für Ihre Frechheit strafen! — O! nicht so viel Stolz, schöne Adeline! denken Sie, daß ich nicht die nöthige Vorsicht gebraucht hätte? Ihr Gärtner ist hinten im Garten beschäftigt, und Ihr Mädchen

ist unten in der Küche, von wo aus man Sie nicht hören kann; ich kenne das Haus sehr gut!... Sie werden bleiben, weil ich es so haben will... Sie werden mich anhören... und nachher wird sich das Weitere finden. — Glender!... Glauben Sie nicht mich einzuschüchtern, der Haß gegen Sie verdoppelt meine Kräfte. — Ah, so! Sie hassen mich also noch immer? Sie wollen also keine Vernunft annehmen?... ich habe eine bessere Gesinnung; ich will Ihre Beleidigungen vergessen, wenn Sie mich endlich Ihrer Liebe versichern wollen... Aber nehmen Sie sich in Acht... meine Geduld möchte vergehen, und dann möchte ich zu allem fähig sein. — O, mein Gott!... warum muß ich solche Schurkereien anhören? — Nun, keinen Zorn weiter... Ihren Mann können Sie nicht mehr lieben, der hat Sie aufgegeben, vergessen, ruiniert Sie, besucht alle Spiel- und Freudehäuser... Er ist jetzt der Ausschweifung so ergeben, als dem Spiel, und es ist nicht zu viel gesagt, er bringt Sie an den Bettelstab!... Ich biete Ihnen Reichthümer an... nichts soll mir zu kostbar sein, Ihre Wünsche zu befriedigen!... Deffnen Sie die Augen! und überzeugen Sie sich, ob ich Ihrem einfältigen Edward nicht gleichkomme!... Sie schweigen? nun, nun, ich merke, Sie sehen die Richtigkeit meiner Rede ein... also schließen wir Frieden."

Dufresne will sich Adelinen nähern, sie aber stößt einen durchdringenden Schrei aus. — Wie! was! noch immer diese Strenge... Ich werde doch die Reise nicht umsonst gemacht haben, ein Küßchen

muß ich haben. — Ungeheuer! Lieber sterben.  
— Bah! wegen solch einer Kleinigkeit stirbt man nicht."

Umsonst versucht die Unglückliche zu fliehen, der Glende hält sie zurück; sein unreiner Hauch will so eben die Lippen der Schönheit berühren, als ein lautes Geräusch sich hören läßt und gleich darauf Jakob und Sansfouci ins Zimmer treten.

Dufresne hatte nicht mehr Zeit gehabt zu entkommen; der Kampf, den Adeline zu bestehen hatte, nahm ihr alle Kräfte; sie kann daher nur noch die Worte herausstammeln: „Rettet mich, befreit mich von diesem Ungeheuer!“ und bewusstlos fällt sie auf den Fußboden nieder.

Jakob läuft zu Adelinen und droht Dufresne; dieser will hinaus, Sansfouci stellt sich ihm aber in den Weg und ruft: „Einen Augenblick, Kamerad, Ihr habt diese junge Dame beleidigt, und das kann nicht so hingehen. — Ihr seid im Irrthum, antwortet Dufresne, indem er sich bemüht, seine Angst bei'm Anblick Jakobs zu verbergen . . . diese Dame hatte einen Nervenanstfall, auf ihr Geschrei kam ich herbei, ich wollte ihr hülfreiche Hand leisten. Laßt mich, ich will das Mädchen rufen.“

Sansfouci ist zweifelhaft, und weiß nicht mehr, was er glauben soll, als Jakob, dem die Stimme Dufresne's auffiel, sich umdreht, ihn aufmerksam anschaut und ihn plötzlich erkennt. — „Halt den Spießbuben fest, ruft er Sansfouci zu, und laß ihn nicht entweichen, das ist Breville . . . der Halunke,

der mich in Brüssel beraubt und bestohlen hat; tausend Granaten, der soll's büßen!"

„Ah, ah! Kameradchen, sagt Sanssouci, auf solch' eine Erkennungsscene war't Ihr nicht vorbereitet! . . . Das ist freilich unangenehm; ich gestehe es . . . aber man wird schon nach der Pfeife tanzen müssen! . . . also vorwärts!"

Dufresne sieht, daß List hier nichts mehr hilft und setzt seine Hoffnung nur noch auf die Flucht. Jakob ist immer mit Adeline beschäftigt, die noch nicht wieder zur Besinnung gekommen ist; Sanssouci allein kann ihn daher nur aufhalten; aber Dufresne ist stark und kräftig, Sanssouci dagegen klein und mager; er faßt deshalb einen Entschluß, wirft sich auf seinen Gegner, packt ihn und wirft ihn nieder, ehe dieser sich besinnen kann, setzt über ihn weg, öffnet die Thüre und fliegt in großen Sätzen die Treppe hinunter. — Luise hatte nämlich Jakob und Sanssouci nach Villeneuve = St. = George begleitet und so waren gerade die Bewohner des Meierhofes gekommen, um Madame Murville aufs Guillots Geburtstagsfeier einzuladen. Als sie nun in den Hof traten, den Gärtner nicht fanden und die Pächterin in die Küche gegangen war, um sich nach Madame Murville zu erkundigen, hatten Jakob und sein Freund unten an der Treppe gewartet und plötzlich das Geschrei vernommen, auf das hin sie zu Hülfe eilten.

Auf seiner Flucht begegnet Dufresne Luise; er stößt sie heftig zurück; sie taumelt und fällt ihm zwischen die Beine; während er sich, auf den Boden mit

hingeworfen, von ihr losmachen will, läuft Sanssouci voll Wuth, von solchem Schuft überwältigt worden zu sein, mit einem tüchtigen Knotenstock herbei und drischt auf Kopf und Schultern Dufresne's so gewaltig los, daß diesem Hören und Sehen vergeht; endlich aber rettet er sich gegen den Garten hin; Sanssouci verfolgt ihn, aber Dufresne kennt alle Wege, weiß den Augen seines Feindes zu entgehen, erlangt eine mit Staketen besetzte Mauer, klettert hinüber, läuft querselbein nach Paris zu und erwünscht das unglückliche Zusammentreffen mit Jakob.

Sanssouci läuft nach dem Hause zurück, und bemerkt jetzt erst, daß Dufresne entkommen ist. Adeline erlangt mit Hülfe Jakobs, der sie nicht verlassen hat, endlich ihre Besinnung wieder. Sie öffnet die Augen und sieht Jakob und die Pächtersfrau an ihrer Seite. — „Ach, meine Freunde, sagte sie mit zitternder Stimme, ohne euch wäre ich verloren gewesen! — Der Bösewicht! sagt Jakob, schon lange kenn ich ihn ... er hat mich auch einmal all' meines Hab und Guts beraubt; ein anderes Mal werde ich Ihnen das erzählen. — Ah, der Spitzbube, sagt die Pächterin, und mich hat er über den Haufen gerannt, als wär' ich eine fette Ente; aber ich kann Sie versichern, Sanssouci hat ihn gehörig durchgegerbt ... ach, hat der ihn geprügelt, man sah den Stock in der Luft nicht!“

Gerade kömmt Sanssouci mit betrübler Miene zurück. — „Nun! ruft ihm Jakob entgegen, hast Du ihn arretirt? — Wetter, nein! ... ich weiß nicht,

wie er's gemacht hatte; im Garten verlor' ich ihn aus den Augen; er schien darin Bescheid zu wissen, ich aber wußte nicht, welchen Weg ich einschlagen sollte; doch gleichviel, er hat eine tüchtige Ladung bekommen! ... wenn es die Madame wünscht, so will ich noch Feld und Dorf durchsuchen."

„Nein, das ist unnütz, erwidert Adeline; ich danke herzlich für Ihren Eifer, lassen wir den Elenden laufen; ich glaube, daß er sich künftig hier nicht wieder blicken lassen wird. — Hat er sie nicht bestohlen, Madame, fragt Jakob. — Nein, er kam wegen eines Geschäfts, einer Auskunft her ... wagte es dabei, mir von Liebe vorzusprechen, und wüthend über meine verächtliche Abweisung wollte er das Aeußerste wagen, als Sie dazu kamen. — Das Ungeheuer! ... ach! wenn ich ihn wiederfinde! Poß tausend! sieh' einer den Schlingel, wagt sich an so kleine, niedliche, zarte Frauen, wie Madame Murville! ... ich möchte nicht einmal, daß er mir den H... küßte ... aber verzeihen Sie, vor Ihren Ehren mit Respekt zu sagen. — Er soll sich nicht wieder einfallen lassen, weder Sie zu küssen, noch überhaupt anzusehen, ruft Sanssouci, oder, bei der Schlacht von Austerlitz sei's geschworen, mein Säbelgriff soll ihm zur Uhrkette dienen!"

Die Ruhe stellt sich wieder her, aber Adeline, untröstlich über den Verlust ihrer Mutter, und darüber, was sie durch den treulosen Dufresne von Eduard erfahren, lehnt es ab, Guillots Geburtstagsfeier anzuwohnen, was die ehrlichen Landleute sehr

schmerzt. Umsonst versuchen Luise und ihre Begleiter, ihren Entschluß wankend zu machen; sie sollen nun ohne sie nach Hause gehen und sie ihrem nagenden Kummer überlassen.

Jakob und Sanssouci bieten sich an, die Nacht unten im Hause zu wachen, um möglichen neuen Anschlägen des Bösewichts zu begegnen, aber Adeline will dazu nicht einwilligen, sie dankt ihnen herzlich, versichert sie, nichts mehr befürchten zu dürfen, und bittet nur, sie recht oft zu besuchen.

Die Bewohner des Meierhofes entfernen sich endlich mit kummervoller Miene, und Jakob nimmt es sich vor, in allem Ernste über die Frau seines Bruders zu wachen.

## Sechstes Kapitel.

### Das Potterie-Comptoir.

„Wie mag es nur zugehen, daß ich mich ruinire, indeß Andere gewinnen? Soll ich denn nie zu einem raschen Mittel gelangen, reich zu werden?“

So sprach Eduard an dem Tage zu sich selbst, als Dufresne nach Billeneuve-St.-George fuhr. Er trat so eben aus einer Akademie (der noble Ausdruck für ein Spielhaus), wo er abermals einen Theil des auf sein Landhaus geliebten Geldes verspielt hatte. Verdrießlich durchläuft er die Straßen der Stadt; er träumt im Wachen vom Spiel, von den Nummern, Farben, Parolis und all' den Dingen,

wovon das Gehirn eines Spielers voll ist. Eine lärmende Musik, von einer Pauke, zwei Klarinetten und einer Trompete, erwecken ihn aus seiner Träumerei; er wirft die Augen umher, um sich von dem Lärmen zu entfernen, der seine Ohren betäubt, und bemerkt, daß er vor einem Lotterie-Comptoir steht. Die Musik rührt von jenen herumziehenden Künstlern her, die um ein Bierzigsousstück vor dem Laden einen höllischen Lärmen machen, um die alten Gevattern des Viertels nach dem Lotterie-Comptoir hinzulocken, vor dessen Thüren und Fenstern die Listen der Amben, Ternen, ja selbst Quaternen, die irgend einmal herausgekommen sein sollen, mit genauer Angabe des Gewinnes auf gelbem, blauem oder rothem Papier prangen.

Eduard bleibt, wie die anderen Gaffer, vor dem Laden stehen, und starrt die verführerischen Karten an. 70,000 Franken mit 20 Sous gewonnen: das ist sehr einladend! ... Freilich wohl ist es eine Quaterne gewesen, und die sind selten, aber es ist doch geschehen, und man kann sie so gut, als ein Anderer, gewinnen.

„Ach, Frau Nachbarin! die schöne Ziehung! ...“ sagt eine Fischverkäuferin zu einer Obsthändlerin, die neben Eduard steht und sich die gezogenen Nummern 11, 20, 44, 19 und 76 notirt: Ach, wie eine Königin müßte ich reich sein ... Seit einem Jahre verfolge ich eine trockene Terne auf die drei ersten Nummern, die gezogen worden sind; vorgestern wurde geschlossen! Ich erwartete Thomas, der im Louvre

arbeitet, und mir eine gefüllte Gans zu unserem Abendbrod und einen Sechszehner Gabli von Eustache im grünen Anker mitbringen sollte. Ich dachte, so ein kleines heimliches Abendbrod unter vier Augen bringt Glück, und wollte nachher beim zu Hause gehen setzen!... Aber es war nichts... Thomas läßt mich wie eine Excellenz lauern... ungeduldig geh' ich endlich nach seiner Schlafstelle und finde ihn da mit der heftigsten Kolik befallen, weil er am Sonntag zuviel gewalzt hat. Ich bin genöthigt, ihn zu pflegen, die Zeit vergeht, mit ihr der Lotterieschluß, und ich vergesse meine trockene Terne über seinen Klystieren. — Meine arme Gertrude! das heißt Unglück haben! Aber Poß Schlag! mein verstorbener Mann hätte sich noch so sehr krümmen mögen, ich hätte die Lotterie nicht darüber vergessen. Seit zehn Jahren bringe ich meinen Einsatz immer den zwanzigsten des Monats, eine Ambe und zwei Auszüge, diesmal ist's etwas später geworden, aber es schadet nichts, und siehst Du, es ist mir wieder geglückt, o! ich wollte ja lieber mein letztes Hemde verkaufen, als von meinem Plane abgehen. — Kennst Du Leute, die das große Loos gewonnen haben? — O, freilich, die Köchin aus der Modehandlung... Drei Nummern zufällig aus dem Rade gezogen. — Weißt Du, daß das ein Glück ist! — Ach, das ist eben nicht so erstaunenswerth, denn sie hatte zuvor geträumt, daß ihr Herr sich bei ihren Kochhäfen zu schaffen mache. — Ach! dann war es freilich sicheres Geld... Ich möchte aus der Haut fahren; mir hat noch

nie solches Zeug geträumt! — Aber mir dagegen, mir träumte oft noch bei Lebzeiten meines verstorbenen Mannes!“

Eduard drängt die Menge, die ihn vor dem Lotterie-Comptoir gefesselt hält, auseinander und entfernt sich. Auf seinem Wege denkt er an die gezogenen Nummern. Diese Art reich zu werden geht nicht so rasch, wie das Roulette, und die Glücksfälle mögen auch seltener sein, aber die Resultate sind ungleich glänzender, weil man mit einem Geldstücke bedeutend gewinnen kann.

Den ganzen Tag denkt er bloß an die Lotterie, und am andern Morgen entschließt er sich, sein Glück auch auf diesem Wege zu versuchen. Er geht in das erste Lotterie-Comptoir, das er findet, und braucht daher nicht weit zu laufen, denn in den Straßen von Paris trifft man mehr Lotterie- als Armen-Collekten.

Es war zehn Uhr Morgens, und der Schluß einer auswärtigen Collekte. Das Bureau war so gedrängt voll Menschen, daß man nicht hineinkommen konnte, und man sich am Ende der Menschenreihe aufstellen mußte, die gegen einige Stücke Papier ihr Geld los werden wollte.

Eduard entschließt sich zu warten, und wirft indessen seine Blicke auf die ihn umgebende Menge. Sie besteht beinahe nur aus Personen der niedrigsten Klassen: aus kleinen Krämern, Köchinnen, Wäscherinnen, Schuhlickern, Botenläufern und Trödlern. Damit ist aber nicht bewiesen, daß die höheren Klassen nicht auch in der Lotterie spielen; die feineren Leute aber

lassen für sich setzen; und der anständige Bürger, der sich schämt, geht durch die Hinterthüre ins Bureau.

Eduard zieht das Taschentuch hervor, denn die Vereinigung dieser Herren und Damen verbreitet eben keinen sehr aromatischen Duft, vielmehr bilden der Puzkasten des Savoyarden, die Häringe des Krämers, der Tragkorb des Lumpensammlers, das Pech des Schuhlickers und der Stockfisch der Köchin eine Mischung von Gerüchen, die einen Grenadier zurückschrecken könnte; aber die Lotteriespieler berechnen ihren Gewinn und riechen nichts.

Bei dem Warten unterhalten sich die Spieler über ihre Träume, ihre Muthmaßungen, und dabei sprechen alle zugleich und jeder hat Recht; es ist ein unausstehlicher Lärmen, trotz der Bitten und Vorstellungen der Frau im Comptoir, die alle fünf Minuten, wie der Sprecher im Justizpalast ruft: „Stille doch da hinten . . . Ruhig, meine Damen, man versteht ja sein eigenes Wort nicht!“

Eduard, der nicht zu den gewöhnlichen Gästen gehört, ist von dem unaufhörlichen alten Weibergeschwätz ganz wirr im Kopfe geworden; aber das Glück kann nicht theuer genug erkaufte werden, und er faßt Muth, ja sogar den Entschluß, von dem Gewäsche Vorthail zu ziehen.

„Meine Kleine, sagt eine ganz mit Lumpen bedeckte alte Frau zu einem andern Weibe, die einen blinden Bettler führt: ich habe heute früh nüchtern eine Spinne hinter meinem Strohsack spinnen sehen. — Ei Wetter, bekommt sie zur Antwort, ich sehe

alle Tage genug Spinnen bei mir. — Mag sein, das bringt aber Glück; ich werde einen Thaler auf Nr. 9, 30 und 51 setzen; ich bin gewiß, die müssen herauskommen.“

Und die Unglückliche, die baarfuß geht, deren Rock voller Löcher ist, zieht einen Thaler heraus, um ihn auf eine Spinne zu setzen. Für die, welche fest an Träume glauben, sind die Nummern keine Nummern mehr, sondern die Gegenstände, die sie im Traume gesehen haben, und Dank sei es den Traumbüchern, dem kleinen Cagliostro, dem Blinden des Glücks und tausend andern niedlichen Arbeiten vom gleichen Genre, welche die Lottospieler auswendig wissen, der Lotteriespieler kennt auch sein Metier, und weiß, wenn es der Mühe lohnt, nach dem Nebel der Seine auch seine Berechnungen und Traumauslegungen zu machen. — „Mein Herr, besetzen Sie meine Ochsen, ruft eine Austerkrämerin, indem sie ihre dreißig Sous hervorholt. — Mein Herr, setzen Sie mir vierundzwanzig Sous auf eine weiße Kaze. — Mein Herr, besetzen Sie mir das Kamisol meiner alten Tante. — Besetzen Sie mir eine Terne auf Artischoken. — Mein Kind, die ganze Nacht habe ich Pferde gesehen, die, wie im Stalle, in meinem Zimmer herumtrabten. — Von welcher Farbe waren sie? fragt der Schreiber mit komischem Ernst. — Ah! der Tausend . . . warten Sie doch . . . ich glaube, es waren Apfelschimmel . . . Nein, nein, sie waren schwarz. — Das ist die 24. Waren sie angeschirrt? — Ja, ich glaube! . . . — Das ist die 23.

Liefen sie sehr stark? — So wie im Circus! — Das ist die 72. — Nun dann ordnen Sie mir das alles. Mit solch' einem Traume kann's nicht fehlen, da muß ich Kutsche und Pferde erhalten. — Ich habe einen weit komischeren Traum gehabt!... Ich befand mich in einem Lande, wo Kühe und Schäfer und Schäferinnen in die Runde tanzten, nachher aber alle Häuser, die von Pfefferkuchen waren, zu tanzen anfangen. — Ei, sieh doch, da hätte man sich beim Mauerlecken gütlich thun können. — Laß sie doch fortfahren und schweig. — Und dann war es mir, als führe ich auf einem Wasser, das schäumte und kochte, wie ein Fleischtopf am Feuer. — Und Du fängest die Fische gekocht, nicht wahr? — Aber so sei doch still, Plaudertasche! — Endlich sah ich auf der andern Seite des Wassers einen schönen Palast aus der Erde steigen, wie im Theater der Seiltänzer, die Dächer waren von Diamanten, die Mauern von Gold, die Fenster von Silber und die Thüren von Rubinen. — Teufel! das muß Deine Pfefferkuchenhäuser überstrahlt haben! — Ich, wie ich den Palast sehe, bitte einen Schiffer, einen schönen jungen Mann, mich sogleich hinüber zu fahren; da verlangt er ... ach der Spitzbube ..." \* — Das war also der schöne Traum, ich denke Wunder, was da herauschlüpfen wird!"

Das sind schöne Geschichten; „aber Platz doch, sagt eine Köchin, indem sie ein so eben gekauftes

\* Im Interesse des Lesers haben wir diese Unterredung etwas abzutürzen für gut befunden. Der Uebers.

Huhn in ihren Korb steckt, das man nach dem Geruche ebensowohl für eine Schnepfe hätte halten können, mein Herr wartet auf's Frühstück, er will frühe ausgehen und ich habe noch nicht einmal Feuer angemacht; geschwinde, Madame, mein gewöhnlicher Satz, da sind dreißig Sous, fertigen Sie mich rasch ab, ich bitte."

Die Köchin nimmt ihr Loos und kehrt calculirend nach Hause zurück: das Huhn hat zwanzig Sous gekostet, sie wird es zu zwei Franken zehn Sous anschlagen, dann hat sie ihre Einlage umsonst, und das ist schon etwas; freilich wird die Herrschaft ein sehr theures und obendrein angegangenes Huhn verzehren; aber die kleinen Profitchen dürfen nicht vergessen werden, und man läßt sich doch nicht umsonst schelten und quälen.

„Viele Nummern sind lange nicht herausgekommen, sagt ein kleiner Mann, nachdem er drei Viertelstunden die Karte der früher gezogenen Nummern betrachtet hat. — Da! sagt ein Anderer, bemerken Sie wohl, daß die 6 gefangen ist ... sie muß bald herauskommen. — Die 2 ist gezogen worden, das zieht die 20 nach sich. — Die 39 ist unzählig oft gekommen, die ist Sonnen Goldes werth! — Die Nullen in der Zahl haben lange kein Glück gehabt. — Das ist wahr, man muß sie bei einer Ambe oder Terne benützen. — Mein Herr, wenn ich meiner ersten Idee gefolgt wäre, hätte ich in der Straßburger Lotterie eine Ambe gewonnen, denn ich muß Ihnen sagen, wenn meiner Frau träumt, daß sie in

die Wochen kömmt, wird jedesmal 144 gezogen, o! das schlägt nie fehl... nun! und vor Kurzem träumte sie es; ich habe jetzt einen Hund, den lehre ich aus einem Beutel Nummern ziehen; er fängt schon an, sie ganz sauber mit der Pfote herauszuholen; er zog Nr. 46, ich wollte diese Nummer besetzen, den ganzen Tag haben wir darüber nachgedacht, meine Frau wollte aber die Zahl ihres Namenstages spielen, ich gab nach, und da sehen Sie, die Nummer meines Hundes ist auf ihren Traum herausgekommen! ... O ich gebe das Thier nicht um 100 Thaler weg. — Ich, lieber Freund, ruft eine alte Honigverkäuferin, ich bin schlauer als Ihr, ich habe einen Talisman. — Einen Talisman! — Ja, gewiß, eine Kartenschlägerin hat mir das Geheimniß anvertraut. — Was ist's denn? schrien einstimmig die Klatschbasen. — Ein Stückchen Pergament, auf das ich mit meinem eigenen Blute einige Zeichen geschrieben habe. — Ach, mein Gott, das ist ja noch schlimmer, als im Ambigu-Theater. Aber was sind es für Zeichen? — Ja, meiner Treu, ich verstehe sie nicht... es soll Hebräisch sein, wie sie mir gesagt hat. — Nimm Dich in Acht, Savotte, traue nicht, das ist vielleicht eine Teufelsverschreibung!... Du wirst mit Deinem Talisman noch geradenwegs in die Hölle kommen. — Bah, bah, ich fürchte nichts und lasse von meinem Pergamentstückchen nicht ab... ich bin Philosophin.“

„Ist diese dumm, mit ihrem Talisman, sagen die Gevattern, nachdem Savotte davon gegangen ist;

es ist erstaunlich, wie er ihr Glück bringt; allen Menschen im Stadtviertel ist sie schuldig, nirgends kann sie bezahlen. Aber die Stunde des Marktes ist da, und ich habe noch nicht ausgekramt. — Und ich sollte schon an der Fontaine des Innocens sein. — Ach, mein Gott, Du erinnerst mich daran, daß meine Kinder noch im Bett liegen, ich weiß gewiß, die armen Würmer schreien! ... und die Suppe steht seit acht Uhr am Feuer. — Nun, die wird schön angebrannt sein! Ich mache mich davon ... Adieu, Nachbarin. — Bald werden wir die Liste haben, ach! wenn unser Glückstern doch leuchten wollte!"

Mitten unter dieser Menschenmenge, bald rechts, bald links gedrängt und gestoßen, wartet Eduard drei Viertelstunden, bis an ihn die Reihe kommt. Endlich gelangt er an's Bureau; alles, was er über die guten, die schlechten, die glücklichen und die gefangenen Nummern gehört hat, geht ihm quer durch den Kopf; er setzt endlich zwanzig Franken auf die ersten besten Nummern, die ihm einfallen, und verläßt mit seinen Hoffnungen in der Tasche das Lotterie-Comptoir.

Jetzt begegnen ihm viele schlecht und schmutzig gekleidete Personen, die ihm fünfzig Louisd'or für zwölf Sous anbieten. Diese Männer oder Frauen bedürfen ohne Zweifel das Glück nicht, das sie so wohlfeil den Vorübergehenden verkaufen wollen. Aber Murville schlägt alles aus. Er hat in der Tasche, was er braucht; schon baut er neue Luftschlöffer, denn seine Nummern sind excellent, wie der Schreiber ihm gesagt hat, und es kann nicht fehlen, sie müssen

herauskommen. Er wird allen Geschäften überhoben sein, auf großem Fuß leben, die höchsten und theuersten Freuden genießen können, kurz, er wird sich nichts mehr versagen dürfen.

Aber die Entscheidung ist da; um drei Uhr werden die Listen vor den Lotterie-Comptoirs ausgehängen; Eduard, der unweit desjenigen, in welchem er am Morgen gesetzt hatte, ungeduldig auf und niedergeht, nähert sich endlich der Liste und — hat nichts gewonnen.

### Siebentes Kapitel.

Die guten Freunde, und was daraus erfolgt.

Dufresne hat das Dorf im Rücken und ist nun voll Wuth im Herzen und voller Rachepläne im Kopfe. Es ist nicht die Leidenschaft für Adeline, die ihn quält, denn er sieht ein, daß an ihre Eroberung nicht mehr zu denken ist; sie ist zu tugendhaft. Vergebens hat er ja alles versucht, die Ansichten von Eduards Frau zu ändern; sie verabscheut ihn jetzt nur noch mehr. Aber was will er denn noch? ... ist sie nicht unglücklich genug? ... sie wehklagt über einen Verrath an ihrer Ehre, woran sie jedoch schuldlos ist; sie hat die Liebe ihres Mannes verloren und die größte Dürftigkeit zu erwarten! ... welche Schläge des Schicksals kann er ihr denn noch bereiten?

Der Rath, die Anweisung Dufresne's, Eduard zum Spiel zu verleiten, waren bereits überflüssig

geworden. Der Unglückliche bringt schon keinen Tag mehr zu, ohne die Spielsäle, von denen Paris wimmelt, zu besuchen. Da will er sich über seine Lage betäuben, und vertieft sich immer mehr in den Abgrund. Der Ertrag seiner letzten Wechsel folgt seinem Vermögen nach. Was wird er jetzt anfangen, um neue Mittel zu erlangen, seinen schändlichen Neigungen zu fröhnen? Die Verfallzeit seines Wechsels rückt heran, er kann ihn nicht einlösen, man wird sein Landhaus verkaufen, und Frau und Kinder haben keinen andern Zufluchtsort, keine anderen Hülfquellen mehr; aber das ist das Wenigste, was ihn beschäftigt; er denkt nur an sich und will sich keineswegs Geld verschaffen, um das unglückliche Schicksal seiner Familie zu erleichtern; er erinnert sich der heiligen Bande nicht mehr, die ihn an seine liebenswürdige und schöne Frau fesseln sollten. Ueber die Spielwuth vergißt er, daß er Gatte und Vater ist. — Genöthigt, seine Wohnung zu verlassen, die er in einem schönen Hotel als Garçon bewohnte, logirt er sich jetzt bei Dufresne ein. — Dieser ist bei seiner Zurückkunft von Billeneuve-St.-George einige Tage in Sorgen, Jakob möchte ihn in Paris aufsuchen, er wechselt daher seinen Namen und bewegt Eduard, dasselbe zu thun. Dufresne nennt sich jetzt Courval und Eduard Monbrun. Unter diesem Namen miethen sie sich jetzt in ein erbärmliches Gasthaus der Vorstadt St. Jakob ein, und ihr täglicher Umgang besteht hier nur aus Intriganten, Leute ohne ehrlichen Nahrungszweig.

die, wie Dufresne, ihre Gründe haben, sich den Augen der Welt zu entziehen.

Drei Wochen nach Madame Germeuil's Tode war ihre Hinterlassenschaft bereits verpraßt, und man mußte jetzt auf neue Schliche denken, sich Existenzmittel zu verschaffen.

Eines Tages, als Eduard und Dufresne aus Mangel an Geld zu Hause geblieben sind, und sich den Kopf zerbrechen, um eine neue List auszusinnen, klopft es an die Thüre, und ein gewisser Lampin, ein ausgemachter Gauner, Dufresne's Freundschaft werth, tritt mit fröhlichem Gesichte und vier Flaschen unterm Arm ins Zimmer.

„D, o!... das ist Lampin,“ ruft Dufresne, indem er seinem Freunde öffnet und demselben einige verstohlene Blicke wegen Eduards, der ihn, im Nachdenken vertieft, nicht bemerkt, zuwirft. — „Ja, meine Herren, ich bin es. Ei, Kamerad Monbrun, weg mit den Sorgen!... hier bringe ich einige Sorgenbrecher. — Was ist's denn?... — Wein, Brantwein und Rum. — Teufel auch, Du bist also bei Kaffe? — Meiner Treu, ich habe beim Biribi zehn Franken erwischt, und will sie mit meinen Freunden vertrinken. — Das ist brav, Lampin, Du bist eine gute Seele, Du kommst gerade zur rechten Zeit, denn Monbrun und ich, wir waren so traurig, wie leere Beutel es nur sein können. — Nun, so trinken wir erst und schwätzen nachher.“

Man setzt die Flaschen auf den Tisch, die Freunde

setzen sich herum, und die Gläser füllen und leeren sich schnell hinter einander.

„Wir haben nicht einen Sous, Lampin, und das ist eine häßliche Krankheit. — Bah! ... weil ihr Esel seid! Auf eure Gesundheit! — Wie so denn, Bruder Liederlich? — Ei freilich, wenn ich Eure Fähigkeiten besäße, und besonders die Monbruns, ich würde mein Schäfchen schon ins Trockene bringen. — Was wollt Ihr damit sagen? fragt Eduard, der sich von Neuem Brantwein einschenkte, laßt hören, erklärt Euch! — Das ist bald zu begreifen, mein Sohn, ich wiederhole es Euch, wenn ich des Schreibens so kundig wäre, wie Ihr, ich würde Spekulationen ins Große machen! ... aber Ihr seid zu furchtsam! — Wir haben genug spekulirt, aber es ist uns nicht geglückt. — So mein' ichs nicht, mein Junge; aber trinkt, meine Herren, es ist keine schlechte Sorte. — So sag' uns doch, Lampin, was Du gethan haben würdest, um ... — Ei, seht nur, ich bin schlau und würde die Möglichkeit wagen, aber ich schreibe wie eine Raçe! — Nun, was würdest Du denn schreiben? — Das ist verschieden, bald das Eine, bald das Andere ... Seht, da hat mir zum Beispiel ein Freund ein Papier anvertraut; es ist der Betrag dessen, was sein Vater ihm zugehen läßt, damit er sich mit uns amüsiren soll. — Was ist's denn? — Ein von einem großen Pariser Bankier angenommener Wechsel von 1200 Franken ... Oh! der ist was werth! den nimmt man gern; mein Kollege kennt Jemand in der Umgegend von Paris, der versteht sich darauf! Nun!

feine Gesellen, macht eben so einen, und man kauft denselben euch ebenso gerne ab! — Wie! was sagst Du? den Wechsel nachmachen? — O nein! nicht accurat so machen, denn statt 1200 Franken würde ich 12,000 Franken schreiben... Eure Gesundheit! — Unglücklicher! das ist ja ein falscher Wechsel! — Nein, das ist eigentlich kein falscher Wechsel, sondern nur ein neues Papier, das wir im Handel circuliren lassen; nicht wahr, Dufresne, das ist eigentlich kein falscher Wechsel? und bei alle dem bindet man den Bankiers etwas auf, denn diese Schnapphähne sind reich genug, um auch uns etwas zufließen zu lassen. — In der That, sagt Dufresne, ist es auch nicht ein falscher Wechsel zu nennen; wir creiren ein neues Papier und lassen es durch einen Andern bezahlen, das ist alles. — So ist's, mein Alter, ein bloßes Possenspiel. O, Du verstehst Dich auf solche Späße, nur Monbrun ist etwas ungelehrig. — Nein, nein! ich verstehe euch Herren sehr gut, aber ich kann zu derlei Mitteln meine Einwilligung nicht geben. — So? nun so wirst Du nie vorwärts kommen, mein Junge, und vor Hunger bersten wie die Baumwanzent im Winter. — Es ist wahr, wir haben gar nichts mehr, sagt Dufresne, keine Wäsche, keine Kleider, nichts, als was wir auf dem Leibe tragen! — Das ist erbaulich!... nun so bedenkt doch, daß Ihr nichts zu verlieren und alles zu gewinnen habt. — Und die Ehre? fragt Eduard mit schwacher Stimme. — Die Ehre? nun, wahrhaftig, ich glaube, daß die Deinige sich schon lange unstät umhertreibt; was

Dufresne betrifft, so geht's ihm wie mir; er hat niemals darauf gehalten, aus Furcht sie zu verlieren. — Der Teufelskerl Lampin muß doch immer Spaß machen!... Stoßen wir an, Leuten. — Ueberlegt auch, daß Ihr mit 12,000 Franken wieder ganz auf die Beine kommen könnt!... Ich habe ein Mittel gefunden, um ganz sicher zu gewinnen, mit 300 Louisd'ors will ich jedesmal 1000 erwischen. — Wirklich? — So wahr ich ein ehrlicher Mann bin; ich gebe Euch Unterricht und nachher theilen wir den Gewinn.“

„Das macht wahrhaftig Lust,“ sagt Dufresne, der den Wechsel aufmerksam betrachtet, während Lampin dem schon halb berauschten Edouard das Glas mit Rum füllt; „Lampin, Du sagst, Du kennst Jemand, der das Papier Deines Freundes anbringen will? — Ja, er weiß, daß es gut ist; es kann ihm gar nicht verdächtig vorkommen, sag' ich Dir; er wird nur glauben, der folgende sei noch bedeutender, das ist Alles.“

Und in der That, sagt Dufresne, wer weiß es denn? Es bleibt ein Geheimniß unter uns. — Und unser Gewissen? stottert Edouard. — Ach! ist der noch auf dem Holzwege mit seinem Gewissen!... Denkst Du denn, Du habest es mit Heiligen zu thun? — Das Wesentlichste, fällt Dufresne wieder ein, ist nur das Gelingen. Was mich betrifft, so übernehme ich die Unterschriften, und stehe für Alles, wenn Monbrun nur den Wechsel selbst schreiben will. — Nun, Hasenfuß, was ist da noch einzuwenden? willst Du

noch zögern? ... Du hörst, er steht für Alles, ich  
 dünke doch, das wäre ein Freundschaftstreich. —  
 Wie! ... Dufresne ... Du wolltest ... — Fürwahr!  
 ich sehe kein anderes Mittel, um uns aus der Klemme  
 zu ziehen ... ich wiederhole es Dir ... Du hast da-  
 bei nichts zu vertreten. — Bist Du dessen gewiß? —  
 Aber so nimm doch Vernunft an, Nicodemus, wenn  
 Du einmal hörst, daß Du aus dem Spiele bleibst ...  
 Hier, Kameraden, ich habe gerade ein gestochenes  
 Wechselformular bei mir, schneide Federn, Dufresne,  
 damit der Wechsel recht sauber und klar wird. —  
 Meine Hand zittert, sagt Eduard, ich kann unmöglich  
 schreiben. — Ach so geht doch, geht doch ... das  
 fehlte noch ... was wollt' ich reich sein, wenn ichs  
 so verstände! ... aber meine Erziehung ist, so zu  
 sagen, etwas vernachlässigt worden. — Wenn wir  
 arretirt, erkannt würden ... — Bah! unmöglich ...  
 nun, und dann wäre es mit ein paar Monaten  
 Gefängniß abgemacht; und das ist auch nicht so übel;  
 man amüsiert sich dabei, macht interessante Bekannt-  
 schaften."

Eduard, von dem Zusprechen der beiden Elenden  
 schwankend gemacht, seit lange her schon für das  
 zartere Gefühl durch Umgang und Lebensweise abge-  
 stumpft, überschreitet den kleinen Raum, der ihn noch  
 von den Unglücklichen, die dem Gesetz verfallen sind,  
 trennt; er erstickt die letzte Mahnung seines Gewissens  
 und begeht das schändlichste der Verbrechen.

Der Wechsel ist geschrieben. Dufresne macht die  
 Unterschriften täuschend ähnlich nach, worüber sich

nur Eduard wundert. Man fabrizirt jetzt Indoffenten, und Murville, der sich wie ein Kind leiten läßt, bietet auch hiezu noch die Hand.

Lampin ist entzückt und schlägt der Sicherheit wegen vor, das Papier demjenigen zu überbringen, welcher den Verkauf des Wechsels übernommen hat, und in einer kleinen Stadt nicht weit von Paris wohnt. So ist alles beschlossen; Dufresne soll Lampin begleiten, weil man diesem nicht genug traut, um ihm den Wechsel allein zu überlassen, und Eduard soll in Paris den Erfolg abwarten.

Man fängt jetzt von Neuem zu trinken an; Eduard, um sich vollends zu betäuben, und die Uebrigen, um fröhlich zu sein; man schmiedet Pläne über Pläne, baut die kühnsten Luftschlösser und schläft endlich, mit dem Ellbogen auf dem Tische, ein.

Eduard, der am meisten getrunken hatte, aber weniger ertragen kann, erwacht erst am andern Morgen um acht Uhr. Sein erster Gedanke ist der, daß er sich der entehrenden Handlung vom gestrigen Abend erinnert. Er schaudert, denn jetzt erkennt er den ganzen Umfang des Verbrechens. Er sucht Dufresne, um ihn zur Vernichtung des falschen Wechsels zu bewegen, aber dieser ist nicht mehr da. Früh Morgens ist er schon mit Lampin abgereist; er sah die Gewissensbisse Eduards voraus, und wollte ihm durch seine Abreise jeden möglichen Rückschritt benehmen.

Murville verläßt sein Zimmer, um durch Zerstreuung seine eigene Unruhe zu beschwichtigen. Schon jetzt fürchtet er, für einen Verbrecher gehalten zu

werden und wirft nur unstätte Blicke umher; wenn Jemand im Vorbeigehen ihn etwas schärfer ansieht, so erröthet er, wird verlegen und glaubt, man wolle ihn festnehmen; vergebens bemüht er sich, seine Angst und seine Schwäche zu bekämpfen und verwünscht schon das so theuer erkaufte Gold.

Wie er gerade in eine andere Straße einlenken will, hört er plötzlich einen Schrei und seinen Namen rufen; er verdoppelt seine Schritte und wagt es nicht, sich umzusehen, aber man läuft ihm nach, erreicht ihn, faßt ihn beim Arm; er zittert... kalter Schweiß rinnt von seiner Stirne... er blickt endlich auf und sieht seine Frau und sein Kind vor sich.

„Du bist es also wirklich!... so finde ich Dich denn endlich wieder, sagt Adeline; ach! wie lange suche ich Dich schon. — Du hast mir recht Furcht eingejagt, sagt Eduard, von diesem Zusammentreffen noch ganz betroffen. Aber was willst Du hier, warum hast Du das Land verlassen? — Deine Gläubiger haben mich verjagt, das Haus gehört Dir nicht mehr... Seit einiger Zeit schon hatte mich der Notar davon in Kenntniß gesetzt, daß Deine Finanzen zerrüttet wären, und auf das Haus sehr viele Schulden eingetragen seien. — Das weiß ich Alles, erspare mir Deine Klagen und unnützen Vorwürfe. — Ich will Dir keine machen... und doch... o, lieber Freund, wie hast Du Dich verändert! — Ich bin krank gewesen. — Warum hast Du mir nicht geschrieben? ich wäre ja gekommen, um Dich zu pflegen. — Ich brauche Niemand. — Und so behandelst Du diejenige,

die Du an den Bettelstab gebracht hast?... Ich habe meine Mutter verloren, und soll nun auch meinen Mann aufgeben?... Der Zufall allein läßt mich Dich auffinden; ich habe in allen Häusern, wo Du gewohnt hast, nach Dir gefragt, aber Niemand konnte mir über Dich Auskunft geben. Vierzehn Tage bin ich nun schon hier... ich gab bereits alle Hoffnung auf, bis ich Dich endlich finde... Lieber Eduard... und nun empfängst Du mich so?... Du gibst Deiner Tochter nicht einmal einen Kuß? — Soll ich mich vor den Vorübergehenden lächerlich machen? — Wenn ein Vater sein Kind liebkost, so kann das rechtlichen Leuten nicht lächerlich erscheinen... Aber treten wir irgendwo ein... in ein Kaffeehaus. — Ich habe nicht Zeit. — Wo wohnst Du denn jetzt? — Sehr weit von hier, und da ich sehr genirt war, so hat mir Dufresne seine Wohnung angeboten. — Bei Dufresne wohnst Du, bei diesem Bösewicht, der schon so viele Schändlichkeiten verübt hat? — Schweig' und langweile mich nicht mit Deiner Moral; ich thue, was ich will, gehe um, mit wem ich mag, und erlaube Dir, das Gleiche zu thun."

„Welch ein Ton, welches Benehmen? denkt Adeline, Eduard genauer ansehend; aber es sei, ich mache den letzten Versuch: Murville, sagt sie, ist es nur die Noth, die Dich zwingt, mit dem Elenden zu leben, so ziehe mit mir, wir wollen diese Stadt verlassen, die so böse Rückerinnerungen für Dich hat, und nach irgend einem entfernten Orte gehen; ich habe nichts mehr, aber ich will arbeiten, ich werde

die Nächte bei der Arbeit zubringen, wenn es sein muß, und für unsern Unterhalt sorgen. Auch in der niederen Hütte kann man noch glücklich sein, wenn man die Schläge des Schicksals muthig erträgt, und der Himmel wird sich unserer zuletzt erbarmen. Du wirst die Ruhe wiederfinden, die Dir fehlt, und ich meinen Gatten... Ich bitte Dich, Eduard, schlage mir dies nicht ab, ich beschwöre Dich, fliehe diese Stadt, die treulosen Rathgeber, die gefährlichen Bekanntschaften, oder fürchte, selbst ein Verbrecher zu werden."

Eduard fühlt sich gerührt, sein Herz ist von Mitleid und Gewissensbissen bewegt, er sieht zum ersten Mal sein Kind an. „Nun, antwortet er, ich werde sehen, wenn ich meine Geschäfte beenden kann, so folge ich Dir. — Was hält Dich denn jetzt zurück? — Eine einzige Sache... aber eine sehr wichtige... ich muß erst wissen... wo wohnst Du denn? — In einem Gasthause der Vorstadt St. Antoine, da ist meine Adresse. — Gib her, morgen will ich zu Dir kommen. — Du versprichst's mir? — Ja... auf morgen... adieu... ich muß Dich jetzt verlassen."

Eduard entfernt sich eilig, Adeline kehrt in ihr Gasthaus zurück, und überläßt sich bald der Furcht, bald der Hoffnung. Sie kennt ihren Mann, sie weiß, wie wenig man auf seine Versprechungen rechnen kann, und erwartet angstvoll den andern Morgen.

Aber am andern Morgen kommen Dufresne und Lampin mit dem Gelde zurück. Der Wechsler hat sich fangen lassen, er hat geglaubt, die Unterschrift

des Bankier zu erkennen. Die beiden Gauner ziehen Eduard mit sich fort, man ergibt sich von Neuem den Tafelfreuden, dem Spiel und dem schönen Geschlecht. Man bringt das Gewissen und die Scrupel Murville's zum Schweigen; man macht sich über seine Furcht lustig, und anstatt ihn am andern Morgen wieder zu sehen, erhält Adeline nur folgende Zeilen von ihrem Manne: „Versuche es nicht, mich wieder sehen zu wollen, und hoffe nicht umsonst, mich irgendwo in einer Hütte lebendig begraben zu können, alles das ist nichts für mich; verlasse Paris ohne mich, das ist das Letzte, was Dein Mann von Dir verlangt, der Dir übrigens die völlige Freiheit gibt, zu thun und zu lassen, was Dir beliebt!“

Adeline badet diesen Brief in ihren Thränen. „So hast Du denn keinen Vater mehr, sagt sie zu ihrer kleinen Ermance, armes Kind!... was wird dereinst Dein Schicksal sein. So will ich denn diese Stadt verlassen, und seinen letzten Wunsch erfüllen; ich werde meine guten Landleute wieder heimsuchen; auf dem Meierhose wird man mich nicht verstoßen. Ich werde nicht erröthen, von ihnen Arbeit zu verlangen... o, meine gute Mutter, wenn Du noch lebstest, in Deinen Armen würde ich Trost finden... ach, hätte ich Deinen Rath befolgt!... vielleicht würde Eduard... aber jetzt ist es zu spät, wenigstens hast Du das Uebermaß meines Schmerzens nicht mehr erlebt.“

Adeline verkauft alles, was ihr künftig unnütz zu sein scheint. Keine Juwelen, keine Blumen, keinen überflüssigen Fuß mehr: ein ganz einfaches Kleid,

ein Strohhut, mit einem schlichten Bande befestigt, ihre Tochter auf dem einen, ein kleines Paket unter dem andern Arme, so macht sich Madame Murville auf den Weg nach Guillots Pachtthof.

### Achtes Kapitel.

Adeline findet einen Beschützer.

Die Bewohner des Meierhofs sind untröstlich über Madame Murville's Abreise. Seit dem Tage, wo man Dufresne aus dem Dorfe verjagt hatte, erlag Adeline einer tiefen Traurigkeit und verließ ihre Wohnung nicht; sie dachte an keine Zerstreuung mehr, und die Bitten der guten Landleute hatten sie noch nicht bewegen können, ihr Landhaus zu verlassen.

Jakob wußte nicht, was er von dem Betragen seines Bruders denken sollte. Es war ihm wohl außer Zweifel, daß er seine Frau unglücklich mache, aber er war weit entfernt, sich von seinem Bruder alles das Schlechte zu denken, was er wirklich beging. Er wagte es nicht, Adelinen zu befragen, aber sie las in seinen Augen den Antheil, den er an ihrem Kummer nahm, und ihr dankbares Herz belohnte den braven Landmann mit der aufrichtigsten Freundschaft.

Am andern Tag ging Jakob nach Billeneuve-St.-George, um sich nach Madame Murville's Befinden zu erkundigen. Eines Morgens, als er, seiner

Gewohnheit gemäß, am Bitterthore des Hofes klingelt, öffnet ihm der alte Gärtner unter Thränen die Thüre.

„Nun, was gibt's, Vater Forit? ist der Madame Murville doch kein weiteres Unglück begegnet? — Ach, mein guter Herr, das Schlimmste ist geschehen!... sie haben meine gute Gebieterin aus dem Hause vertrieben. — Vertrieben? das ist unmöglich, Donner und Wetter! — Leider ist es doch so! — Es waren also Räuber, Spitzbuben? — Nein, mein Herr, Gerichtsdiener... Gläubiger... was weiß ich?... sie haben der Madame Papiere vorgewiesen und erklärt, daß sie nicht mehr Besitzerin ihres Hauses wäre... die arme Frau!... sie hat geweint, aber nichts erwidert, sondern still ihr Bündelchen gepackt, ihr Kind auf den Arm genommen und sich davon gemacht. — Sie ist fortgegangen?... fort?... wär' es möglich!... der Unglückselige!... was? so hat er sie ins Elend gestürzt! — Herr Jakob, ich sage Ihnen, es waren mehre, da, sehen Sie die Tafel, das Haus ist zu verkaufen und man hat mich hier gelassen, um es Kauflustigen zu zeigen. — Und wißt Ihr, welchen Weg Madame Murville eingeschlagen hat? — Freilich, sie ist auf Paris zugegangen. — Sie wird ihren Mann auffuchen wollen. — Ja, o, ohne Zweifel geht sie zu ihrem Manne... aber, unter uns gesagt, man behauptet, er sei ein Taugenichts; er soll die allertollsten Streiche in Paris machen, und Sie werden begreifen, Herr Jakob, wenn man eine junge, hübsche, vernünftige Frau hat!... denn, alle Welt! sie ist die Tugend und Güte selbst!... und ein Kind, das

Ebenbild der Mutter; ja, wenn man alles das vergißt, das ganze Jahr hindurch, das ist sehr schlecht und verspricht nichts Gutes!“

Jakob wirft noch einen Blick auf das Haus, sagt dem Gärtner Lebewohl, und verläßt traurig das Haus. Tausend Pläne durchkreuzen seinen Kopf; er will nach Paris gehen und Adelinen auffuchen, er will mit seinem Bruder reden, ihm sein schlechtes Betragen vorwerfen und zugleich das schändliche Verfahren, seine Frau zu verlassen, vor Augen stellen; dieser Gedanken voll kömmt er auf dem Meierhose an. Die Hausgenossen fragen ihn aus, sie sind mit ihm untröstlich, hoffen indessen noch, daß Madame Murville wieder zu ihnen zurückkehren werde. Sanssouci theilt diese Hoffnung, er beruhigt seinen Kameraden und bewegt ihn, noch einige Tage zu warten, bevor er einen Entschluß fasse.

Die Geduld Jakobs fing an, sich zu erschöpfen, er war im Begriffe, den Pachthof zu verlassen und nach Paris zu wandern, als eines Morgens das Geschrei der Kinder eine frohe Nachricht verkündigte. Adeline nämlich kam mit ihrer kleinen Ermance an.

Alles läuft ihr entgegen, man umgibt, man umarmt sie, man überläßt sich der ausgelassensten Freude; Adeline fühlt bei der Anhänglichkeit der rechtschaffenen Landleute, daß ihr Herz für die Empfindungen der Freude noch empfänglich ist. „Ach, sagt sie, ich habe ja nicht alles verloren, da mir noch so wahre Freunde bleiben.“

Jakob ist außer sich, er ergreift Adelinens Hände,

küßt sie, weint, flucht, schreit, stampft mit dem Fuße und wendet sich ab, um seine Thränen zu verbergen. Sanssouci, glücklich über Adelinens Zukunft und seines Kameraden Freude, springt wie närrisch durch Hühner und Enten, und streichelt die Kinder, was er nur in den Augenblicken der fröhlichsten Laune zu thun pflegt.

„Meine Freunde, sagt Adeline zu den Bewohnern des Meierhofes, ich bin nicht mehr, was ich war; unglückliche Zufälle haben mich um mein Vermögen gebracht; ich habe nichts mehr, als den Muth, mein Unglück zu ertragen, und mein reines Gewissen, das mir den Trost gibt, es nicht verdient zu haben. Ich muß jetzt für meine und meines Kindes Existenz arbeiten; ihr habt mich aufgenommen, als ich reich war; arm nun werdet ihr mich nicht abweisen, und ich komme voll Vertrauen zu euch, um euch um Arbeit zu bitten; ... ach! schlagt sie mir nicht ab, nur unter dieser Bedingung kann ich hier bleiben.“

Während Adeline sprach, malte sich die Rührung auf jedem Gesichte. Luise konnte ihre Thränen nicht verbergen; Guillot, mit offenem Munde und stieren auf Madame Murville gerichteten Augen seufzte tief auf; Sanssouci selbst strich sich den Bart und wischte die feuchten Augen.

Aber Jakob, am tiefsten von der Umgebung einer edlen Frau ergriffen, die sich in einem Pachthof auf dem Lande vergraben, auf alle Vorzüge der Stadt verzichten will, ohne auch nur ein Wort der Klage gegen den Urheber aller ihrer Leiden hervorzubringen,

der brave Jakob kann sich nicht länger halten; er stößt Luise und Guillot zurück, schüttelt der von seinem Benehmen überraschten Frau die Hand und ruft: „Nein, so wahr ein Gott lebt, Ihr sollt nicht arbeiten, Ihr sollt Eure Gesundheit nicht aufs Spiel setzen, Ihr sollt Eure zarten Hände, Eure feine Haut nicht mit Arbeiten verderben, die über Eure Kräfte gehen... ich übernehme es, für Eure Existenz, für Euer Kind zu sorgen. Ich will Euer Ernährer sein, über euch Beide wachen... und fürwahr! so lange ein Tropfen Blut in meinen Adern fließt, werde ich meine Schuldigkeit thun. — Was sagen Sie, Jakob, Ihre Schuldigkeit? — Ja, Madame... ja, meine Schuldigkeit... mein Bruder hat Sie unglücklich gemacht, und es ist das Wenigste, was ich thun kann, daß ich Ihnen meine ganze Existenz widme und Alles versuche, seine schlechten Streiche wieder gut zu machen. — Wär' es möglich?... Sie wären... — Jakob Murville, der Knabe, der mit fünfzehn Jahren, vom heftigen Wunsche beseelt, die Welt zu sehen, sein umherirrendes Leben anfang... und ich gestehe es, der vorzüglich nur durch die Kälte seiner Mutter und ihre ungerechte Vorliebe für seinen Bruder zu jenem unverzeihlichen Schritte bewogen wurde.“

Adeline umarmt Jakob; sie fühlt die lebhafteste Freude, ihres Mannes Bruder wiederzufinden, und die Bauern stehen von Ueberraschung bewegungslos da, während Sanssouci sich die Hände reibt und dabei aus vollem Halse ruft: „Ich hab's gewußt, tausend Granaten, ich hab's gewußt, ich! aber der

Kamerad hatte mir Verschwiegenheit auferlegt, und um alle Pfeifen des Großsultans hätte ich nicht ein Wort davon verrathen.“

„Aber warum mir so lange das Band, das uns vereint, verheimlichen wollen? fragt Adeline, zweifelten Sie an meiner aufrichtigen Freude? — Nein, antwortet Jakob etwas verlegen, nein, aber ich wollte vorerst Sie besser kennen lernen... man erröthet oft über seine Verwandten! — Ach, lieber Freund, wenn man diesen Orden sieht, kann man da wohl noch Zweifel aufkommen lassen? — Ei, tausend Granaten, das hab' ich ihm doch alle Tage entgegen gehalten, ruft Sanssouci, aber er ist eigensinnig, der Kamerad, wenn er sich was in Kopf gesetzt hat, läßt er nicht nach. — Sie sehen, daß ich Ihnen jetzt nützlich sein darf, und das ist die Hauptsache. Noch einen Kuß, und dann sehen Sie mich für Ihren Bruder... für den Vater des kleinen Mädchens an, weil der, der es lieben und Sie hochverehren sollte, kein Gemüth hat, weil er unwürdig ist... doch genug, Sie wollen, daß ich schweige... Sie lieben ihn noch, sehe ich! nun gut, es sei, wir sprechen nicht mehr von ihm, und wollen uns bemühen, ihn zu vergessen, — Ah, sagt Adeline, wenn er Sie gesehen, seinen Bruder wiedergefunden hätte, vielleicht daß Ihr Rath... — Wenn er mich gesehen hätte!... Aber lassen wir das... vergessen wir einen Undankbaren, der nicht eine Ihrer Thränen verdient. — Ja, ja, Munterheit, Fröhlichkeit, ruft Guillot, Wetter, man muß

nicht immer weinen, das macht nur dumm!... Jetzt wollen wir uns an den Tisch setzen, und heute Abend erzählt uns Bruder Jakob eine von seinen Schlachten, damit wir uns zerstreuen! Das macht Vergnügen... wenn ich ihm zugehört habe, träume ich jedesmal die ganze Nacht davon, ich halte die Beine meiner Frau für ein Bataillon-Quarré und ihren B... für eine Batterie! o manchmal ist's mir, als hört' ich den Kanonendonner. — Schweig doch, Alter!"

Nach der Mahlzeit beschäftigte man sich mit den nöthigen Einrichtungen für Adelinens Wohnung. Luise richtete für Madame Murville ein kleines Zimmer ein, dessen Fenster nach dem Felde hinausgingen, sie suchte es so freundlich als möglich herzuputzen und stellte die besten Möbel hinein, die sie nur im Hause hatte. Vergebens will Adeline sich all' dem widersetzen, denn was Luise einmal beschlossen hat, muß geschehen; sie hört nicht auf die junge Frau, wenn diese sie bittet, sie nur als eine Bäurin zu betrachten; sie will der Madame Murville den Verlust ihres Vermögens vergessen machen und verdoppelt deshalb ihren Eifer, ihr zu dienen.

Jakob dankt der Pächterfrau nicht mit Worten, aber er faßt ihre Hände jedesmal, so oft sie etwas für seine Schwägerin thut, mit Zärtlichkeit und Dankbarkeit an; Sanssouci dagegen ruft, indem er Guillot auf die Achsel klopft: „Meiner Treu, Ihr habt eine kreuzbrave Frau! sie weiß, was sie will! — 'S ist wahr, antwortet Guillot, drum lass' ich sie auch machen, und mische mich in nichts, selbst nicht in die

Das ist das was man gemeinlich von dem

Kinderangelegenheiten; sie kommen und gedeihen darum doch!"

So ist nun Adeline in der Pächterwohnung förmlich zu Hause; sie näht mit Leichtigkeit, und Luise ist gezwungen, sie den ganzen Tag, sei es mit Nähen oder Spinnen, beschäftigt zu sehen. Jakob fühlt seine Kräfte sich verdoppeln, seitdem seine Schwägerin und seine Nichte in seiner Nähe wohnen. Er arbeitet für drei. Die erlangte Fertigkeit in allen Ackerarbeiten, kurz in allem, was er vornimmt, trägt sehr zur Vermehrung von Guillots Einnahmen bei, und auch Sanssouci gibt sich alle Mühe, ihm nachzuahmen; er würde erröthen, unthätig zu sein, während alle übrigen so gut ihre Zeit anwenden. Alles geht also auf dem Meierhose nach Wunsch; Guillot und seine Frau schelten oft mit Adelinen, daß sie zu fleißig sei, und verbieten auch Jakob, so unermüdet zu arbeiten; aber beide achten nicht hierauf und haben die beruhigende Gewißheit, den biedern Landleuten nicht zur Last zu fallen.

So vergehen mehre Monate, ohne irgend eine Veränderung auf dem Pächthofe. Adeline wäre mit ihrem Schicksale zufrieden, wenn sie ihren Mann vergessen könnte; aber sie liebt denjenigen noch immer, der sie unglücklich gemacht hat, und der Gedanke an Eduard betrübt unaufhörlich ihre Ruhe. „Was mag er jetzt thun?“ fragt sie sich jeden Tag, und die Ueberzeugung, daß er mit Dufresne lebt, vermehrt nur ihre Unruhe, ihre Qualen. Manchmal nimmt sie sich vor, nach Paris zu gehen, um über das

Betragen ihres Mannes Erkundigungen einzuziehen; aber sie befürchtet Jakob böse zu machen, der gegen seinen Bruder erbittert, nie etwas von ihm hören will.

Jakob zeigt eine Gleichgültigkeit, die seinem Herzen fremd ist. Im Stillen denkt er nur zu oft an seinen Bruder; er ist über sein Betragen gegen Frau und Kind entriistet, und gäbe alles in der Welt darum, wenn Reue ihn von seinem Irrwege zurückbrächte und er um Verzeihung bäte, die man ihm gern gewähren würde.

Adeline und Jakob verschweigen sich also gegenseitig, was sie beschäftigt, weil ein Jeder glaubt, den Andern zu betrüben. Sanssouci ist der Vertraute von Beiden. Guillot hat manchmal Aufträge nach Paris; sei es für den Verkauf seiner Feldfrüchte oder den Ankauf von nöthigen Dingen zur Wirthschaft; dazu wird nun immer Sanssouci gebraucht, weil Jakob es mehre Male, aus Besorgniß, seinem Bruder zu begegnen, abgeschlagen hat. Aber jedesmal, wenn Sanssouci nach der Hauptstadt geht, bittet ihn Adeline insgeheim, sich nach ihrem Manne zu erkundigen; Jakob dagegen begleitet ihn vor das Hofthor und sagt dann im Vertrauen zu ihm: „Wenn Du etwas Fatales von dem hören solltest, den wir vergessen müssen, so denke, daß Du schweigen mußt; verstehst Du mich?... wenn Du ein Wort davon meiner Schwägerin hinterbringst, so bist Du nicht mehr mein Freund!“

Sanssouci entfernt sich hierauf mit diesem doppelten Auftrage, kehrt aber jedesmal zurück, ohne

etwas erfahren zu haben; da Eduard seinen Namen gewechselt hat, so kann Niemand ihm sagen, was aus ihm geworden ist.

### Neuntes Kapitel.

Der Berwegene. — Der Feige. — Der Betrunkene.

Das Glück schien den Elenden von Neuem zu lächeln, die sich gegen Ehre und Gesetz verschworen hatten; eine neue Versuchung zog sie zum Verbrechen hin und hielt sie ab, umzukehren; die ersten Erfolge schienen ihnen auch für die Zukunft Straflosigkeit zuzusichern; der Verbrecher wird ja immer dreister, und der, welcher zitternd die Bahn des Lasters betritt, entledigt sich gar leicht aller Scham und übertrifft oft noch die, welche ihn zum Bösen verleitet haben.

Das Spiel, dem sich Eduard mit erneuter Wuth ergibt, hat aufgehört ihm ungünstig zu sein; er gewinnt, und der Unglückliche triumphirt, den Weg gefunden zu haben, wodurch man Vermögen erlangt. Dufresne und Lampin unterrichten ihn in allen von Betrügern beobachteten Mitteln, um dem weniger verschmitzten Gegner das Geld abzugewinnen; sie lachen dann auf Kosten der Einfaltspinsel, die sie ruiniert und ausgesogen haben, und ein Jeder bemüht sich, seine Kameraden in Lug und Trug möglichst noch zu übertreffen.

Lampin wohnte bei seinen beiden Freunden; Dufresne hatte es Eduard begreiflich gemacht, wie noth-

wendig es sei, es mit ihm nicht zu verderben. Uebrigens war Lampin sehr fruchtbar an lustigen und schlauen Streichen, und daher eine erwünschte Hülfquelle, ein reicher Schatz für unsere beiden Freunde. Wenn das Glück günstig war, dachte man bloß daran, sich zu belustigen.

Eines Abends, als man nur noch Lampin erwartete, um sich zu Tisch zu setzen, kommt dieser lachend an, und beeilt sich seinen Freunden anzukündigen, wie ein gewisser Wechsel als falsch erkannt und der Einlöser desselben von seinem Verluste überzeugt worden sei. Eduard wird blaß und betreten. Dufresne beruhigt und überredet ihn, daß sie niemals entdeckt werden könnten; sie hätten ja Namen und Wohnung verändert, nicht einen einzigen Beweis vermöge man gegen sie aufzustellen; Lampin höchstens könne man verfolgen, dieser habe jedoch eine solche Geschicklichkeit, sein Gesicht und seine Person zu verändern, daß er die Agenten der Polizei sicher überlisten werde.

Eduard ist damit nicht zufrieden gestellt, versucht jedoch sich zu zerstreuen und jede Furcht zu verschrecken. Zwei Nachbarinnen, die öfteren Gäste unserer Freunde, kommen gerade zur gelegenen Zeit, um den Abend aufzuheitern. — „Das ist herrlich, ruft Lampin, unsere blonde Veronica soll uns einige Späße erzählen! Sie weiß immer die pikantesten Neuigkeiten; das wird unsern schläfrigen Bellecour (Eduards neuer Name), der heute Abend wieder ein wenig den Kopfhänger spielt, erheitern. — Ach! ich habe heute

Abend wenig Lust zum Späßen, antwortet Veronica, indem sie einen leichten Seufzer unterdrückt, mir ist heut gar nicht recht! — Aber ich dächte doch, Du wärest sonst immer oben aus. — Nein, wirklich, ich bin ganz betrübt. — Bah! stehst Du vielleicht schlecht mit Deinem Wirth? — Das nicht, aber ich habe eine Freundin, die in eine fatale Geschichte verwickelt ist! ... und das quält mich! — Was ist denn das für eine Geschichte? sprich doch; vielleicht können wir ihr dienlich sein. — Ach nein, die Justiz hat ihre Klauen schon darüber, und doch ist die arme Kleine so unschuldig, wie ihr und ich. — Poß Bliß, das will viel sagen, aber erzähle uns doch, wovon es sich handelt. — So wißt denn, daß meine Freundin früher Kammerjungfer in verschiedenen Häusern war; unter andern diente sie bei einer Wittwe, die vor nicht gar langer Zeit starb, und man erlaubte sich im Stadtviertel auszustreuen, sie sei vergiftet worden! ... Diese Gerüchte kamen der Justizbehörde zu Ohren, man hat die Todte nun ausgegraben, und die Aerzte scheinen zu bestätigen, was die Nachbarn behaupten. Darauf hat man Nachforschungen gehalten und meine Freundin festgenommen, weil sie gerade um jene Zeit bei der Dame diente; aber das arme Mädchen ist so rein, wie dies Glas Wein, ich will es beschwören.“

Dufresne hört der Erzählung der blonden Veronica zu, während Lampin mit dem andern Mädchen scherzte, und Eduard, den der Gedanke an den falschen Wechsel quälte, sich in einer Ecke des Zimmers auf

einen Stuhl niedergelassen hatte, ohne einer Geschichte Gehör zu schenken, die ihn gar nicht interessirte.

„Die Sache scheint mir in der That sonderbar, sagt Dufresne, indem er seinen Stuhl näher an Veronica rückt. Aber wie heißt denn Deine Freundin? — Susanne; sie ist auf Ehre ein gutes Kind und unfähig, irgend Jemand ein Haar zu krümmen!“

Bei dem Namen Susanne entfärbt sich Dufresne; aber er faßt sich bald wieder, blickt im Zimmer umher, sieht, daß Murville nicht auf ihn hört, Lampin anderwärts beschäftigt ist, und fährt fort, Veronica auszufragen.

„Es scheint mir, als ob Deine Susanne Mühe haben werde, sich aus der Affaire zu ziehen, wenn, wie Du sagst, die Dame sie allein zur Bedienung hatte. — O, das schadet nichts, Susanne hat Verdacht auf Jemand, der den Streich ausgeübt haben werde. — Wirklich? — Ja, mein Lieber; ein junger Mann, ein Spieler, ein Taugenichts und Gauner, war der Geliebte der Wittve und besuchte sie oft! — Gut, gut, ich verstehe! — Nachher verlor die gutmüthige Frau durch ihn ihr Vermögen!... Warten Sie doch, ich glaube, ich erinnere mich ihres Namens... Madame Dou... Dol... — Schon gut, sagt Dufresne, Veronica schnell unterbrechend, an ihrem Namen liegt mir nichts. — 'S ist auch wahr, der Name macht nichts zur Sache. Kurz! die Dame war närrisch in ihn verliebt; es lag ihm aber gar nichts an ihr, denn er sog sie bloß aus, so lange sie etwas hatte... Es scheint nun, daß sie zuletzt sich

mit ihm zerworfen und der Glende sie darauf vergiftet hat, um sich zu rächen, da sie seine Schlechtigkeiten an den Tag zu bringen beabsichtigte. — Das ist nicht unwahrscheinlich! — Ach! die Männer sind heutzutage recht niederträchtig, sie bringen eine Frau um, wie eine Fliege. — Und was denkt denn Susanne zu thun? — O, sie hat das alles dem Gericht schon angezeigt, damit man dem Thäter nachspüre, der jetzt, Gott weiß wo, ist. — Das ist ganz gut und ich wünsche nur, daß man hinter die Wahrheit komme.“

Die letzten Worte sagt Dufresne nur halblaut. Ungeachtet der affectirten Ruhe verrathen seine veränderten Züge die Empfindungen, die ihn bewegen.

Die Abendunterhaltung hat früher, als gewöhnlich, ihr Ende erreicht. Eduard ist unruhig, und auch Dufresne scheint ungewöhnlich aufgereggt. Man schiebt die Nachbarinnen fort. Lampin, der allein seine heitere Laune behalten hat, schenkt seinen Freunden volle Gläser ein und spottet über ihre Traurigkeit. Eduard trinkt bloß, um seine angstvollen Gedanken hinunter zu spülen, aber Dufresne ist gar nicht aufgelegt, ihnen die Spitze zu bieten, und Lampin allein berauscht sich, indem er sich vergebens bemüht, seine Kameraden zum Lachen zu bringen.

„Hübsch munter doch, meine Freunde, so geht das nicht, sagt er, die Gläser füllend. Ihr seid ja heut Abend so ernsthaft, wie Gehängte!... Bellecour will ich noch entschuldigen, denn der ist immer wie ein begoffenes Huhn!... aber Du Freund da hinten...

Bermontré . . . Courval . . . Dufresne . . . oder wie Du sonst noch heißt.“

„Halts Maul, Dummkopf, ruft Dufresne ganz wüthend, ich verbiete Dir, mich jetzt bei diesem letzten Namen zu nennen! — Du willst mir das verbieten . . . So . . . Sieh mal einer . . . mit einer Miene, als wenn er einen durchbohren wollte! . . . Du hast Dich doch sonst so genannt, als Du mit der armen Dolban lebtest . . . die blind glaubte, daß Du sie liebtest . . . und die . . . — O so schweig doch, Trunkenbold . . . — Trunkenbold! . . . ah! . . . das kleidet Dich gut, mich Trunkenbold zu nennen, der Du gestern unterm Tisch geschlafen hast, und Punsch trinkst, wie ein Loch! . . . Mag sein! Freunden nehm' ich nichts übel, und Freunde sind wir doch einmal! . . . ich sehe wohl, daß ihr alle beide bei schlechter Laune seid, Eduard wegen des Schnitzels Papier, was ihm zu schaffen macht . . . und Du . . . ja Du, wahrhaftig, ich weiß es nicht! . . . irgend ein Fischchen, das Dir aus dem Garne entkommen ist, oder ein Freund, der Dich in die Klemme gebracht hat . . . oder auch . . . ja, aber was hat Dir denn Veronica da von einer Vergiftung vorgewinselt, von einer Wittwe, einem Liebhaber, und der es doch nicht wäre? Siehe! das gleicht wie ein Tropfen Wasser dem andern, Deiner Liebesintrigue mit der alten Dolban . . . Wenn Du es wärest, der . . . ha, ha, ha! Du wärest eines solchen Streiches schon fähig. — Lege Dich doch nieder, Lampin, Du siehst, Eduard schläft schon, Du wirst ihn mit Deinen Tollheiten noch aufwecken. — Nun, sehe einer

das große Unglück, wenn er aufwachte... Teufel... Du bist ja sehr zärtlich, heute Abend!... aber ich will nun einmal Spaß machen, trinken und lachen... und will noch nicht schlafen, verstehst Du? ich fühle mich so recht im Zuge... ich bin verdrießlich, unsere Bestalinnen fortgeschickt zu haben... ich bin der Mann ihnen Stich zu halten... Tra la la la! — Du willst Dich also heute gar nicht niederlegen? — Ich werd's thun, wenn's mir gefällt, Murrkopf. O! ich sehe wohl, daß Du brummig bist, sag' ich Dir... Du willst uns Deine Sache verbergen; Veronica's Erzählung hat Dir die Zunge ausgetrocknet, mein armer Dufresne! — Glender, wirst Du endlich schweigen? schreit Dufresne, indem er ihn bei der Gurgel packt; Lampin wehrt sich, stolpert zurück und fällt auf Eduard, der in einer Zimmerecke schlief, plötzlich aufwacht, Blicke des Schreckens umherwirft und ausruft: Da sind sie! da sind sie! jetzt wollen sie mich arretiren!"

„Dich arretiren, sagt Dufresne, und wer denn? — Ha ha ha? ... sind das Schwachköpfe! ruft Lampin, wieder aufstehend und sich mit Mühe aufrecht erhaltend, der Eine träumt und der Andere sieht wachend Gefahr! — Ah, es war nur ein Traum, stammelt Eduard, indem er sich die Augen reibt. — Nun freilich! Ihr seid beide Kinder... aber Du, wag' es nicht noch einmal mir meine Kehlspeise zu verderben... oder ich zürne ernstlich... — Es ist schon spät, Freunde, sagt Dufresne, ich bin müde und lege mich nieder. — Nun, so lauf!... Dein

Freund wird mir bei dieser Flasche Rum noch Gesellschaft leisten. — Nein, ich gehe auch zu Bette, ich bin schon ganz schlaftrunken. — So macht, daß ihr fortkommt, dann trink ich allein. — Noch einmal, Lampin, mache nicht so viel Lärm, die Nachbarn möchten es hören. — Die Nachbarn mögen sich Thee kochen lassen, ich will nun einmal lustig sein, und jetzt mach' ich gerade noch mehr Lärmen! He tra la la la!"

Lampin singt aus voller Kehle und gießt ein Glas nach dem andern hinunter, Dufresne und Eduard nehmen ein Licht, um sich in ihr Zimmer zu begeben, als sich plötzlich drei sehr harte Schläge an die Hausthüre hören lassen.

Dufresne macht eine Bewegung des Schreckens, Eduard horcht zitternd auf, und Lampin wirft sich lachend auf ein Kanape.

„Man hat geklopft, sagt Eduard zu Dufresne. — Ja, ich hab's gehört. — Nun ja, und ich auch, denn ich bin nicht taub, aber ... was geht uns das an, wir erwarten Niemand ... es ist beinahe drei Uhr Morgens, wenn's nicht vielleicht unsere Nymphen sind, uns einzuwiegen. — Still! ... man öffnet, glaub' ich! — Man muß doch die Thüre aufmachen, wenn man herein will! ... In einem Gasthause, wie das hier, geht's da nicht die ganze Nacht aus und ein? ... übrigens mag kommen, wer will, ich belache alles und trinke.“

„Ich höre nichts mehr, sagt Dufresne, oh! das galt uns nicht!“

Eduard lehnt sich gegen die Stubenthür, die auf die Hausflur führt, und horcht aufmerksam. Lampin fängt wieder an zu singen, und hat Mühe, sein Glas an die Lippen zu bringen, das die Hand kaum mehr halten kann. Plötzlich fährt Eduard auf: „Was ist's? fragt Dufresne leise. — Ich höre mehre Stimmen ... das Geräusch nähert sich ... ja man steigt die Treppe herauf, oh! ... kein Zweifel mehr, man will uns festnehmen, wir sind entdeckt! — Still, Unbesonnener! ruft Dufresne, indem er bemüht ist, seine eigene Furcht zu bekämpfen, sollte man wirklich zu uns kommen, nur nicht verlegen! gebe ein Jeder Acht auf das, was er sagt, und besonders nennt mich nicht Dufresne. — Ich weiß nicht mehr, was ich thun und sagen soll, erwidert Eduard, dessen Angst in gleichem Maße, wie das Geräusch draußen zunimmt. — Nun, also ich ... ich weiß kaum meinen Namen noch ... ich! sagt Lampin, sein Glas fallen lassend, aber ich sag euch ja, es gilt uns nicht.“ In diesem Augenblick klingelt man auf dem Flur. Eduard fällt fast ohne Besinnung auf einen Stuhl; Dufresne bleibt unbeweglich mitten im Zimmer stehen, und gibt beiden ein Zeichen, sich nicht zu rühren.

Bald darauf klingelt es nochmals, und dann wird heftig angeklopft: „Es ist Niemand zu Hause, schreit Lampin, geht zum Teufel!“

„Es hilft nichts, sagt Dufresne, wir müssen öffnen ... wer ist da? — Aufgemacht, ihr Herren, oder man ist genöthigt, die Thüre einzustoßen. — Stoßt

ste ein! . . . meine Freunde, mir ist's gleich, das Haus ist nicht mein."

Dufresne sieht, daß kein Ausweg mehr möglich ist und entschließt sich, zu öffnen, nachdem er den Uebrigen nochmals ein Zeichen gegeben hat, vorsichzu sein; aber Lampin schwamm es schon vor den Augen, und Eduard hatte den Kopf verloren.

Ein Unteroffizier und mehre Gendarmen traten ein. Bei ihrem Anblick erblaßte Dufresne, Eduard stößt einen Schrei des Schreckens aus, und Lampin rollt vom Stuhl auf den Fußboden. — Sie müssen uns folgen, sagt der Unteroffizier zu Dufresne; dieser aber nimmt alle Fassung zusammen und fragt mit Anmaßung, wie man sich unterstehen könne, seine Ruhe zu stören.

"Ja, mit welchem Rechte . . . stört man das Vergnügen rechtlicher Leute? stottert Lampin, ich stehe mit meinem Leben für meinen Freund. — Eure Bürgschaft hat keinen Werth, man kennt Euch, Meister Lampin! — Nun dann hat man eine gute Bekanntschaft gemacht, hoffe ich. — Ihr werdet uns auch folgen! — Ich! . . . oho! das möchte schwer sein, ich thue nicht mehr zwei Schritte um eine Bowle Punsch, . . . überlegt, ob ich so ins Gefängniß gehen kann. — Was den Herrn da betrifft, sagt der Unteroffizier, so habe ich keinen Befehl, ihn zu arretiren, aber ich rathe ihm, künftig seine Bekanntschaften besser zu wählen."

Eduard steht zitternd und mit niedergeschlagenen Augen in einer Ecke des Zimmers. Er versteht nicht,

was man ihm sagt; er ist so sehr überzeugt, daß man ihn fortführen will, daß er sich schon im Kerker sieht und entschlossen ist, sein Verbrechen zu bekennen, um durch Offenherzigkeit seine Richter zu erweichen.

Dufresne ist wüthend, daß man ihn festnehmen will und Eduard ihm nicht ins Gefängniß folgen soll. Sie sind im Irrthum, meine Herren, ich habe nichts verbrochen, um arretirt zu werden. — Ihr seid ein gewisser Dufresne, der mit der Madame Dolban lebte? — Sie irren sich, ich heiße Vermontre! — O ja, das ist wahr, fällt Lampin ein, der bemüht ist, sich ohne die Hülfe der Gendarmen wieder aufzurichten, so heißt er fast schon zwei Monate lang. — Sie läugnen umsonst; seit langer Zeit beobachtet die Polizei Sie schon, und auf die Nachrichten von dem Morde, dessen Sie angeklagt sind, ist es uns, ungeachtet aller Ihrer falschen Namen, nicht schwer geworden, Sie aufzufinden. — Einen Mord! — Einen Mord, ruft Lampin gleichfalls, einen Augenblick, meine Herren, das geht mich gar nichts an!... Ich glaubte, Sie kämen wegen eines Blättchens Papier... was nur eine Bagatelle ist!... Aber ein Mord!... Alle Teufel! verstehen wir uns recht!... Ich bin weiß wie der Schnee, und Fluet, dahinten in der Ecke, wird es Euch bezeugen!... Wir haben nur mit der Feder gearbeitet. — Mit der Feder? — Ja! wenn ich sage wir... das heißt, La Valeur, der da steht und zittert... hat das Meiste geschrieben... aber er schreibt nett!... Ah, das war schlau erwischt!... Und der alte Jude ging in die Falle...

So gut, daß uns die Goldstückchen recht gut behagt haben . . . Wenn Sie uns Gesellschaft leisten wollen, ich bin der Mann dazu."

Der Unteroffizier hörte aufmerksam zu, und der Schrecken Eduards, verbunden mit den zusammenhängenden Phrasen Lampins ließen ihn errathen, daß die Herren sich Spitzbübereien noch anderer Art schuldig gemacht haben mußten, als den Gegenstand betraf, der ihn herführte. Wegen des Verbrechens an der Madame Dolban suchte man die Glenden in der Nacht auf, um Dufresne desto sicherer zu finden; die Unächtheit des Wechsels war erst den Abend vorher entdeckt worden, und die Polizei, die gleich davon Nachricht erhielt, hatte die Spur der Thäter noch nicht aufgefunden.

"Nachdem, was ich höre, werden Sie uns auch folgen, sagt der Unteroffizier zu Eduard, wenn Sie unschuldig sind, wird es Ihnen leicht werden, sich zu rechtfertigen. — Ach! ich werde Alles gestehen! sagt Eduard, indem die Gendarmen ihn festnehmen. — Nun, Du bist und bleibst ein Schwachkopf, so wahr ich Lampin heiße, ich werde nichts gestehen! Wohlan, vorwärts Freunde, tragt mich, wenn ihr verlangt, daß ich mit euch soll."

Man zieht Dufresne, der noch Widerstand leisten will, mit sich fort. Eduard dagegen läßt sich führen, ohne ein Wort zu sagen, Lampin aber muß getragen werden, da er nicht auf den Beinen stehen kann; und so bringen alle Drei den Rest der Nacht auf der Wache zu.

Am andern Morgen, vor den Instruktionsrichter geführt, um in ein vorläufiges Verhör genommen zu werden, zittert und stottert Eduard, und hat kaum die Kraft, sein Verbrechen zu läugnen; vergebens hat Lampin, von seinem Rausch nun befreit, ihm die wichtigen Folgen seiner Antworten vorgestellt und ihn unterrichtet, was er sagen soll; Murville hat ihm auch versprochen, unerschrocken zu sein und seinem Rathe zu folgen; aber vor dem Richter verliert der Unglückliche allen Muth und alle Fassung.

Bis das Urtheil über die Fabrikation des falschen Wechsels erfolgt, werden Eduard und Lampin in das Gefängniß La Force eingesperrt. Dufresne bleibt nicht bei ihnen, bereits beschuldigt, Madame Dolban vergiftet zu haben, soll er früher als seine beiden Freunde verurtheilt werden, und wird also nach der Conciergerie gebracht.

Eduard, der nicht die Vorsicht gebraucht hatte, etwas Geld mitzunehmen, wird mit Lampin in einen schmutzigen, stinkenden Saal geführt, der von einer Menge Elender angefüllt ist, die des Diebstahls oder anderer Verbrechen wegen hier beisammen sind. Ein wenig Stroh ist sein Lager, und zur Nahrung erhält er die gewöhnliche Gefangenenkost. Lampin findet sich in sein Schicksal, ist fröhlicher Laune, singt, schreit und treibt mit den Unglücklichen, die ihn umgeben, allerlei Scherz. Eduard hat nicht den Muth des Verbrechers; es quälen ihn Gewissensbisse und Reue. Er weint die ganze Nacht auf dem Stein, der ihm zum Lager dient, und seine Thränen sind

eine Quelle des Scherzes und Spottes für seine Mitgefangenen.

Bei Tage haben die Gefangenen die Erlaubniß, auf einem großen Hofe einherzugehen; Eduard folgt seinen Kameraden nicht dahin, um einige Augenblicke allein und ungestört seinem Schmerz freien Lauf lassen zu können. Er bekommt keinen Besuch, hat keine Freunde mehr; seine früheren Spiessgesellen des Vergnügens und der Lust erinnern sich seiner nicht mehr, und doch werden die übrigen Gefangenen fast täglich von ihren lustigen Collegen heimgesucht; aber Eduard steht auch bei allen im Rufe eines schwachen und kindischen Tropfs, und Menschen von solchem Schlage sind in ihren Augen gar nichts werth; die kleinste Widerwärtigkeit entmuthigt sie, und die Feigen werden von den Verbrechern ebenso sehr verachtet, als sie von rechtlichen Leuten mit Geringschätzung behandelt werden.

Die Erinnerung an Adeline und seine Tochter schwebt jetzt Eduards Gedächtniß vor ... im Unglücke gedenkt man ja besonders derer, die uns wahrhaft geliebt haben. Sein Kind hat er verstoßen und verlassen, ohne zu wissen, ob es ihnen möglich sein wird, ihr Leben zu retten, aber dennoch ist er überzeugt, daß Adeline ihm zu Hülfe eilen, ihm ihren Trost bringen und ihre Thränen mit den seinigen mischen würde, wenn sie ihn hier im Gefängniß vermuthen könnte. Ungeachtet alles Unrechts, was er ihr angethan, weiß er doch, daß ihr Herz noch für ihn schlägt.

Eines Tages nähert sich ihm Lampin, und seine freudige Miene scheint ihm irgend eine gute Nachricht anzukündigen. „Werden wir begnadigt werden?“ fragt Eduard sogleich. . . — Nein, wahrhaftig, das dürfen wir nicht hoffen; übrigens hast Du, Dummkopf, unsere Sache ja so schön eingefädelt, daß man blind sein müßte, wenn man uns nicht verurtheilen wollte. Ach! wenn Du ein anderer Kerl gewesen wärest; wenn Du nur wenigstens nachgesprochen hättest, was ich Dir eingetrichtert hatte, so hätten wir unsere Angelegenheiten doch so verwickelt, daß man der Sache nicht gewiß war; aber Du schwatztest ja wie eine Elster. — Vergesst Ihr, daß es Euer Fehler ist, daß ich arretirt worden bin? Ihr habt zuerst die Justiz aufmerksam gemacht. — Ha, ha, ha! mein Junge, das ist ein ander Ding; ich hatte etwas im Kopfe, wie ein braver Kerl, ich hatte für Drei getrunken, und, wie das Sprüchwort sagt, in vino veritas! Aber davon handelt es sich überhaupt nicht; unser Freund Dufresne ist glücklicher als wir. — Hat man ihm die Freiheit geschenkt? — Ei bewahre, aber er hat sie sich selbst genommen, er ist mit zweien seiner Mitgefangenen entsprungen. Poß Bliß, mein Junge, das ist ein Pfiffikus, der Dufresne, ein solides Haus, nicht solche Schlafmütze, wie Du, . . . ich wette, er hätte lieber sein Gefängniß in Brand gesteckt, als drin zu bleiben. . . Wenn man so ist, fehlt's nicht an Freunden; Dufresne hat Bekanntschaft gemacht, ist davon gegangen, und er hat Recht daran gethan, denn man versichert bestimmt, er wäre

zum Tode verurtheilt worden. — Zum Tode? was hat er denn verbrochen? — Was er verbrochen hat? Kommst Du aus einem Mäuseloch? Weißt Du denn nicht, warum man ihn festgenommen hat? — Ich glaubte, wegen des unglücklichen Wechsels, wie uns. — Ei, ich dächte gar! ... weit besser, als das ... aber zur Sache, ich erinnere mich so eben, daß die Furcht Dich um Deinen Kopf gebracht hatte. So wisse denn, daß Dufresne angeklagt ist, eine Madame Dolban, mit der er lebte, vergiftet zu haben. — Großer Gott! ... das Ungeheuer! — Es scheint, seine Sachen stehen schlecht; er wird auch in in contumaciam zum Tode verurtheilt werden, aber Du kannst wohl denken, daß er sich hier nicht wieder sehen läßt, um sich das Lebenslicht ausblasen zu lassen. Wir werden ihn nicht wieder zu sehen bekommen, und das ärgert mich; er ist ein grundgescheiter Kerl; schade, daß er sich so weit eingelassen hatte! — Und wir? — Binnen Kurzem wird man uns nach der Conciergerie bringen, um uns ins Gebet zu nehmen, und da werden wir nun alle unsere Festigkeit und unsere Beredsamkeit gebrauchen können! Wenn Du da weinst, wie hier, so ist's vorbei! ... dann müssen wir übers Meer, zum Dienst fürs Gouvernement. — Unglücklicher! Wäre es möglich? — Still, man hört auf uns, genug geschwaßt."

Während der unglückliche Eduard sich der größten Angst des Gewissens, der Furcht und dem Schrecken überläßt und von Bösewichtern umgeben ist, die sich ihrer Verbrechen und Gemeinheit rühmen, ihn

zugleich als einen Gegenstand ihrer Verachtung betrachten, und weder Theil an seinem Kummer nehmen, noch ein Wort an ihn verlieren, verlebt Adeline ruhig ihre Tage auf Guillots Meierhose. Sie sieht ihre Tochter heranwachsen, die schon einige ihr allein verständliche Worte stammelt. Jakob, immer voll Eifer und Muth, übernimmt die härtesten Arbeiten und macht sich ein Vergnügen daraus. Des Abends bleibt er bei Adeline; er nimmt die Kleine auf den Schooß und läßt sie bei einem militärischen Liede tanzen. Ein Jedes liebt den Bruder Jakob, und so wird er jetzt auch im Dorfe genannt, seitdem man weiß, daß er Madame Murville's Schwager ist. Die Pächtersleute sind stolz darauf, unter ihrem ländlichen Dache eine Frau wie Adeline und einen rechtlichen Mann wie Jakob zu besitzen.

Dieses friedliche Leben sollte jedoch nicht fort-dauern. Eine Reise Sanssouci's nach Paris sollte eine große Veränderung darin herbeiführen. Der Kamerad Jakobs geht eines Tages mit geheimen Aufträgen hinsichtlich Eduards von Adelinen und ihrem Schwager versehen, nach Paris.

Bisher hatte Sanssouci noch nie etwas über Murville erfahren können; aber ein unglücklicher Zufall will es, daß er diesmal einem Freunde begegnet, den er seit vielen Jahren nicht gesehen hat. Dieser Freund ist, nachdem er mehre Erwerbszweige ergriffen hatte, endlich Bote bei der Conciergerie geworden. Er ist es, der von den Gefangenen, die noch mit der menschlichen Gesellschaft verkehren dürfen, zu

allerlei Aufträgen verwendet wird. Sanssouci spricht den Namen Eduard Murville aus, und erfährt nun, daß dieser im Gefängniß sitzt, und daß sein Urtheil am andern Morgen publicirt werden soll. — Im Gefängniß? ruft Sanssouci, der Bruder meines braven Kameraden? ... Tausend Granaten! Was sagst Du mir da? was wird das meinen armen Jakob unglücklich machen?"

Der Bote, der bemerkt, daß Sanssouci sich für Eduard so lebhaft interessirt, bereut es schon, zu viel gesagt zu haben. — „Aber warum sitzt er im Gefängniß? fragt Sanssouci unruhig, was hat er verschuldet? sprich! unterrichte mich, ist's Schulden halber? — Ja, ja ... o, ich glaube eines Wechsels wegen, antwortet zaudernd der Bote, der sich wohl hütet, die Wahrheit zu sagen, und bemüht ist, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben. — Donner! sein Bruder! ihr Mann im Gefängniß! Arme, kleine Frau! unglücklicher Kamerad! — Sag Ihnen nichts davon, lieber Freund, es thut mir bereits leid, Dir diese traurige Kunde mitgetheilt zu haben. — Du hast Recht, ich werde schweigen, denn sie können hier doch nichts machen ... dieser Eduard ist ein Taugenichts! desto schlimmer für ihn. — O ja, es ist ein trauriges Subjekt, und sie thun am besten, ihn zu vergessen. — Ja, wir Andern können das wohl sagen, aber eine Frau, ein Bruder, man hat doch ein Herz, siehst Du, und wenn man liebt, vergißt es sich nicht so leicht ... Leb wohl, Alter, ich kehre sehr unzufrieden darüber, Dir begegnet zu sein,

nach Hause zurück, obgleich die Schuld nicht an Dir liegt. Mir ist das Herz so voll, und es ist fatal, daß ich mich nicht verstellen kann."

Sanssouci verläßt seinen Freund, und kommt auf dem Meierhose wieder an; Adeline und Jakob fragen ihn gewöhnlich aus, und er antwortet, daß er nicht mehr als früher erfahren habe; aber vergebens bemüht er sich, sein Geheimniß zu verbergen; seine Traurigkeit verräth ihn; seine Verlegenheit, wenn Adeline mit ihm von Eduard spricht, macht diese argwöhnisch; denn eine Frau erräth gar leicht unsere Empfindungen. Ueberzeugt, daß Sanssouci ihr irgend etwas Bedenkliches über ihren Mann verschweigt, verläßt sie den armen Sanssouci keinen Augenblick, und quält und beschwört ihn, ihr alles zu gestehen.

Zwei Tage hält der brave Soldat sich tapfer gegen die dringenden Bitten Adelinens; aber er erwägt Eduards Lage im Gefängniß und meint, sie müsse noch einige Bekannte in Paris haben, durch die ihm vielleicht geholfen werden könnte. Eduard ist straffällig, vielleicht hat aber das Unglück ihn klüger gemacht, er darf doch nicht aller Hülfe und alles Trostes beraubt werden. Diese Betrachtungen bestimmen endlich Sanssouci, ihr nichts zu verschweigen. Die Gelegenheit bietet sich leicht dar. Am andern Morgen bringt die junge Frau aufs Neue in ihn, ihr zu gestehen, was er weiß. Sanssouci verspricht es unter der Bedingung, daß sie Jakob nichts davon sage, weil er befürchtet, von ihm geschimpft zu werden. Adeline

ist bereit dazu, und erfährt nun Alles, was ihm in Paris mitgetheilt worden ist.

Sowie Adeline davon in Kenntniß gesetzt ist, daß ihr Mann im Gefängniß sitzt, faßt sie plötzlich ihren Entschluß; sie verläßt Sanssouci, geht in ihr Zimmer, nimmt einige Gegenstände von Werth, die letzten Ueberreste ihres Vermögens, schnürt ein kleines Bündelchen mit den nothwendigsten Kleidungsstücken, und nimmt, nachdem sie mit einigen Linien ihre Wirthsleute gebeten hat, über ihre Abwesenheit nicht in Unruhe zu sein, ihre kleine Ermance auf den Arm, und verläßt den Meierhof, fest entschlossen, alles zu thun, um die Freiheit ihres Mannes zu erlangen oder sein Gefängniß zu theilen.

Es ist erst morgens neun Uhr. Jakob ist auf dem Felde, die übrigen Hausgenossen sind mit anderweitigen Arbeiten beschäftigt, und so befindet sich denn Adeline schon längst auf dem Wege nach Paris, bevor die Hausbewohner von ihrer Abreise etwas erfahren.

